

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 61.

Dienstag, den 2. August

1814.

Criminal-Politik.

Abhandlung über Strahhäuser überhaupt, mit besonderer Rücksicht auf die dießfalls in den deutschen Provinzen (des österreich. Kaiserthums) bestehenden Anstalten. Von Jos. Hopfauer, Verwalter des Provinzialstrahhauses zu Linz. Linz 1814, bey Haslinger. 209 S. in 8.

Ein öffentlicher Beamter in der Reihe der Schriftsteller, ist eine erfreuliche Erscheinung für den Staat und für die Literatur. Das Amt, welches er zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen macht, tritt ihm, in Zweck und Verwaltungsmitteln klarer vor's Auge; er verwaltet es mit größerer Vorliebe und regerem Eifer, weil es ihn auch in seinen Stunden der Muße beschäftigt. Indem er die Resultate seines Nachdenkens öffentlich mittheilt, wird er allen denen nützlich, welche mit weniger eigenem Forschungsgeiste dieselbe Bahn betreten. Der Literatur mag es förderlich seyn, wenn ihre Kultur, besonders in Erfahrungswissenschaften, nicht bloß den Schulen überlassen bleibt, sondern, nach dem Beyspiele der alten Griechen und Römer, auch von Männern in praktischen Wirkungskreisen betrieben wird, sollten diese auch nur *Materialien* aus dem Schatze ihrer Beobachtungen und Erfahrungen liefern, oder eine nützliche *Oppositionsparty* in der literarischen Republik gegen manche *Theoretiker* bilden, welche, ohne Rücksicht auf Erfahrung, den Weg der Speculation verfolgen, und oft mehr die Eitelkeit neuer Meinungen, als den Ruhm eines Unterrichtes im *Brauchbaren* und *Nützlichen* zu erwerben suchen. Denn aus der gegenseitigen Reibung der Meinungen geht, in der Mitte der Extremitäten, die *Wahrheit* siegreich hervor.

Der Verf. des vorliegenden Werkes, das Sr. Excellenz dem Minister und Kanzler, Grafen von Ugarte gewidmet ist, beurkundet sich als einen

Achtes Heft.

denkenden, von seinem Berufe innigst durchdrungenen Mann. Seine Grundsätze der Menschlichkeit bey der Anstalt, der er vorsteht, gereichen ihm eben so zur Ehre, als sie dem Zwecke des Criminalwesens förderlich sind. Sein Werk zerfällt in einen *allgemeinen* oder *philosophischen*, und in einen *besondern* oder *historischen* Theil. Im allgemeinen Theile untersucht er 1) *die Erfordernisse eines Strahhauses in Ansehung der inneren Structur und Localität*. 2) *Die Behandlung der Strahflinge im Ganzen*; und 3) *die Mittel, wodurch die moralische Besserung der Strahflinge zu bewirken ist*. In dem besondern oder historischen Theile (Seite 133—209) zeigt er die Entstehung des Strahhauses zu Linz in Oberösterreich, und theilt in besondern Beylagen die ämtlichen Vorschriften über das Verhalten der Strahflinge, die Instruction für die Hausgeistlichen und für den Verwalter mit. Dann folgen noch einige kürzer gefasste Bemerkungen über die Einrichtung der Strahhäuser in der *Carlau zu Grätz*, zu *Lemberg in Ostgalizien*, und zu *Klagenfurt in Kärnten*. Das *Klagenfurter* besteht, nach dem Verf. seit 1754, und ist für 28 bis 30 Strahflinge eingerichtet; das *Lemberger* ist seit 1785 für 400 Köpfe errichtet, und das *Linzer* besteht seit 1775. Die *Wiener*, *Prager*, *Brünner* und *Ollmützer* Strahanstalten hat der Verf. nicht berührt, obgleich er in dem Titel seines Buches sich dazu anheischig gemacht hat.

Der Verf. macht, nach seinem eigenen, bescheidenen Bekenntniß zwar keinen Anspruch auf *Originalität*; aber er verdient das Lob, manches Gute gesagt, und hie und da sehr zweckmäßige Vorschläge eingeschaltet zu haben.

Gleich im Eingange vertheidiget er die Anlegung der Strahhäuser in *Hauptstädten* aus *ökonomischen* und selbst aus *criminalrechtlichen* Gründen. Er dringt auf Absonderung der Strahhäuser von den *Zwangsarbeits-* und *Waisenhäusern* (welche wohl in unsern Tagen nur selten vereinigt angetroffen werden) und beweist endlich, daß überhaupt *Strahhäuser*, in welchen die Strahflinge von

allen Criminalgerichten einer Provinz zu *gemeinsamer* Aushaltung der Strafe aufbewahrt werden, bestehen *sollen*. Als Grund führt der Verf. an, daß durch ein gemeinsames Strafhaus die Strafe eine für den Zweck der Abschreckung sehr wirksame *indirecte Publicität* erhalte, welche der *speciellen*, mit *öffentlichen* Arbeiten verbundenen Publicität weit vorzuziehen ist. Hierauf berührt der Verf. in Kürze die *Kleidung*, *Nahrung* und *Arbeit* der Sträflinge, ohne, wie er S. 59 sagt, in ein ermüdendes und kleinliches Detail einzugehen. Etwas ausführlicher spricht er dagegen von den *Eigenschaften*, die der *Verwalter* haben *soll*, und von seinen *Pflichten*. „Der Verwalter soll als ein öffentlicher Staatsbeamter angesehen werden, im Staate mit Dekret angestellt seyn, sich durch frühere Studien, erprobte Redlichkeit, anerkannt menschenfreundliches Herz, und humanes Betragen zu diesem Amte besonders eignen. Zur Vollständigkeit des Werkes würde beygetragen haben, wenn der Verf. außer den allgemeinen Bemerkungen über die architektonische Einrichtung des Strafhauses den Plan zur zweckmässigsten Structur desselben angegeben hätte. Er hat es aus dem Grunde nicht gethan, weil selten ein Strafhaus ganz neu aufgeführt, sondern meistens ein schon vorhandenes Gebäude dazu verwendet wird. Allein wenn auch dies der Fall ist, so hat man oft zwischen mehreren Gebäuden zu wählen, oder das Strafhaus wird baufällig und muß neu aufgeführt werden. In diesem Falle kann auf die *zweckmässigste* Anlage Rücksicht genommen werden, und es ist nicht so sehr Sache des Baumeisters, als des Strafhausesbeamten, die Bedingungen der zweckmässigsten Structur anzugeben. Am interessantesten ist die Abtheilung von den *Besserungsmitteln* (S. 85—130) bearbeitet. Unstreitig hat hier der Vorsteher einer Strafanstalt das freyeste Feld vor sich. Die Ordnung des Strafhauses kann auch von einem *gewöhnlichen* Verwalter aufrecht erhalten werden; aber einen höhern Grad von Geist und Humanität fordert die *Besserung der Sträflinge*, wenn sie zweckmässig geleitet werden soll. Hier muß der Vorsteher der Strafanstalt *Menschenfreund*, *Psycholog*, *Erzieher* und *Seelenarzt* seyn, folglich sehr viele seltene Eigenschaften in sich vereinigen. Der Verf. scheint in dieser Rücksicht ein *musterhafter* Beamter zu seyn. Viele seiner Bemerkungen verdienen beherzigt, und mehrere der von ihm zu Linz getroffenen Einrichtungen auch in andern Strafhäusern nachgeahmt zu werden. So heißt es z. B. S. 86: „Es ist wünschenswerth, daß bey dem ersten Empfang Seelsorger und Verwalter, auch bey dem größten Verbrecher, alles anwenden, durch Milde und Sanftmuth ihn schon vor der Hand einzunehmen. Der Seelsorger soll

dem Sträfling eine kurze Anrede halten, worin er ihm die Folgen seines Verbrechens lebhaft vorstellt, die Nothwendigkeit eines rechtlichen Lebenswandels fühlbar macht, und ihn ermahnt, seine Strafzeit zur Besserung zu benutzen, welche der Staat mittelbar bezwecken will. Diese Überzeugung muß in dem Sträfling gleich anfangs befestiget und stets regsam erhalten werden. Überhaupt dringt der Verfasser auf eine nachdrücklichere Mitwirkung des Seelsorgers, als es gewöhnlich der Fall ist. Diese besteht theils in dem *allgemeinen*, theils in einem *besondern* Unterricht bey *einzelnen* Sträflingen. Auch der *weltliche* Vorsteher soll in dem Sträfling die Überzeugung zu befestigen suchen, daß er hier sey, nicht um bloß gestraft zu werden, sondern um sich zu bessern, seine Leidenschaften zu bezwingen, und sich an die Arbeit zu gewöhnen. Der guten Wirkung, welche dieser leutselige Empfang in dem Gemüthe des Sträflings bewirken soll, zuwider ist die Anordnung einer Verschärfung der Strafe durch Stockschläge, welche bisweilen im Urtheile der Hauptstrafe beygefügt wird. Der Verf. widerräth diese Verschärfung aus guten Gründen.

Der Gefahr der gegenseitigen moralischen Verderbung durch mündliche Besprechung beugt der Verf. vor: 1) durch die *Lektüre* guter Erbauungsschriften, welche den Sträflingen in den Feyerstunden gestattet werden soll. Der Verf. hat eine kleine *Hausbibliothek* angelegt, womit er schon viel Gutes bezweckt hat. 2) Durch die *sorgfältige Trennung* der Sträflinge von *gleichem* Charakter, welche sich leichter verstehen. Überdies schlägt der Verf. einen *Unterricht* in den Elementarkenntnissen des Lesens, Schreibens und Rechnens vor, welcher von einem eigenen Lehrer, (in der Regel nicht von einem gebildeteren Sträfling) ertheilt werden soll.

Wenn diese allgemeinen Mittel der Besserung nicht helfen, so treten Strafen ein. Der Verf. setzt folgende Abstufung derselben fest: 1) Das Ermahnen sowohl in der Stille, als vor der Versammlung der Beamten und Mitsträflinge. 2) Die Verweigerung, mit den übrigen Sträflingen in den Hof zu gehen. 3) Das Fasten. 4) Die Züchtigung mit Schlägen. 5) Endlich das Verweisen in ein einsames Behältniß. (In andern Strafhäusern wird auch von dem *Krummschließen* und von der Mundbirne besonders bey Zänkern ein zweckmässiger Gebrauch gemacht). Um den Sträfling endlich zur Arbeit zu gewöhnen und zu ermuntern, mag ihm ein *Ueberverdienst* gestattet werden, der theils bis zur vollendeten Strafzeit als ein kleines Capital aufbewahrt, theils ihm zu seiner bessern Verpflegung sogleich auf die Hand gegeben wird. Manche Sträflinge können auch zu einem *besondern* Handwer-

ke abgerichtet, und nach ausgestandener Strafzeit einem Meister übergeben werden. Der Verfasser schließt mit der Bemerkung (S. 169) „das Publicum wird sich überzeugen, daß die (Linzer Straf-) Anstalt ihren vorzüglichen Gesichtspunct und (ihre) Haupttendenz dahin richtet, den Verbrecher während der Dauer seiner Strafzeit zum *arbeitsamen* und *gebesserten* Menschen zu bilden, und ihn *vervollkommnet* seinen Mitbürgern *rückzustellen*.“ Aus dieser angezogenen Stelle, dergleichen in diesem Buche sehr viele vorkommen, mag man den Schlufs ziehen, daß der Verfasser keineswegs sprachrichtig und rein zu schreiben versteht. Doch da ihn das höhere Verdienst eines *denkenden* und *humanen* Geistes sehr vortheilhaft auszeichnet, so wird man sich durch die Unvollkommenheit der Schreibart von dem Studium seines übrigen gehaltvollen Werkes nicht abschrecken lassen.

E. Th. H.

Erdbeschreibung.

Ignaz von Mehoffer's (.) weiland kais. österr. Raths (Rathes) und Referentens in Schulsachen (in Sachen der Volksschulen) bey dem k. k. Gubernium in Mähren und Schlesien (österreichisch-Schlesien), *Erdkunde der Markgrafschaft Mähren* (.) mit vorzüglicher Rücksicht auf Natur- und Kunsterzeugnisse, als Hilfsbuch für Lehrer und Schulen des Vaterlandes (Volksschulen.) mit einer Vorrede und der Selbstbiographie des Verfassers, (mit der Selbstbiographie des Verfassers, mit einer Vorrede versehen, dann) nach dem gegenwärtigen Zustande berichtet und vermehret (.) herausgegeben von *J. J. H. Czikann*, Brünn, bey *Johann Georg Gastl*, 1814. 8. Vorrede und Selbstbiographie 1 Bogen. Erdkunde 46 S.

Der Herausgeber dieser nützlichen kleinen Schrift ist der rühmlich bekannte Verfasser *der lebenden Schriftsteller Mährens* 1812, welche mit dem gebührenden Lobe in unserer Wiener A. L. Z. im Decemberstück v. 1813 angezeigt wurden. Er hat sich ein neues Verdienst um sein Vaterland erworben, indem er diese Nachlassenschaft des, um das Volksschulwesen hoch verdienten Oberaufsehers der Volksschulen, von Mehoffer, aus der dunklen Vergessenheit hervorzog und den Manen desselben diesen ihnen gebührenden Denkstein

setzte. Wir hätten sehr gewünscht, die Berichtigungen und Vermehrungen des Hrn. Herausgebers von dem Eigenthume des seligen Verfassers durch irgend ein Zeichen unterschieden zu sehen, um den Antheil beyder an diesem Werkchen richtig und gerecht beurtheilen zu können. Wir finden zwar, hie und da, die Zahl der Werkmeister durch Parenthesen abgesondert, z. B. S. 28 und anderwärts, doch aber ist dieses, im Allgemeinen, zu unbedeutend. Wir müssen daher voraussetzen, daß es dem Hr. Herausgeber gefallen habe, seine Zusätze mit der Arbeit des Verfs. in Eins zu weben; welches wir, in literarischer Hinsicht, nicht ganz gut heißen können.

Die Selbstbiographie des Verfs. sollte, um diesen Namen zu verdienen, uns die Umstände im pragmatischen Zusammenhange darstellen, aus welchen ersichtlich würde, wie dieser Mann sich allmählig so entwickelte, daß er seinem Vaterlande so wichtige Dienste im Volksschulwesen zu leisten im Stande war. Die Bescheidenheit scheint den verdienstvollen Gründer des verbesserten Schulwesens in Mähren und im österreichischen Schlesien bewogen zu haben, nur einige Hauptdata seines rühmlichen Lebens uns zu liefern, welche wir, im Wesentlichen, unsern Lesern mittheilen wollen. Von Mehoffer war den 15. April 1747 zu Fulnek in Mähren geboren. Er flüchtete sich im siebenjährigen Kriege mit seinem Vater nach Wien, wo er in die unterste lateinische Schule zu den untern Jesuiten geschickt wurde, und sich dann nach Salzburg begeben mußte; nach dem Tode seines Vaters aber wieder nach Fulnek zurückwanderte und in Troppau die Humaniores und in Olmütz die philosophischen Studien absolvirte. In Wien hörte er die Rechte und die Kameralwissenschaften, und practicirte dann bey dem Reichshofraths Präsidenten, Grafen von Harrach. Fruchtlose Bestrebungen um eine Versorgung, warfen ihn selbst bis nach Temeswar hinab und brachten ihn wieder nach Wien zurück, wo er die Vorlesungen des großen Schul-Reformators in der österreichischen Monarchie, Jos. von Felbiger, Probstes von Sagan, hörte, welcher letztere den ihm vom Mehoffer überreichten Plan zur Einführung der verbesserten Schulen so vorzüglich fand, daß er diesem die Wahl einer Anstellung bey diesen Schulen frey stellte. Mehoffer wählte, aus Liebe zu seinem Vaterlande, die Direktorsstelle an der Normalschule in Brünn, welche er im April 1775 antrat. Er bereiste die Hauptschulen des Landes und organisirte sie vollständig; er besorgte den Druck und Verlag der vorgeschriebenen Schulbücher unentgeltlich und wurde 1780 Oberaufseher der Volksschulen in Mähren, dann 1782 auch in dem österreichischen Antheile von Schlesien. Wegen

seiner Verdienste um das Volksschulwesen wurde er 1796 in den Adelstand erhoben. Nachdem aber 1804 das Volksschulwesen den Consistorien zur unmittelbaren Aufsicht anvertraut worden war, hörten die weltlichen Oberaufseher in ihrer Eigenschaft wieder auf, und von Mehoffer erhielt den Titel eines kaiserlichen Rathes, und das Referat des Volksschulwesens in dem geistlichen Bureau bey dem Gubernium. Diese sind die Hauptdata, welche der bescheidene Mann von sich anführt. Nach der Vorrede des Herausgebers starb er den 2. März 1807.

Eine Vorrede des Verfs. ist nicht zu finden, wohl aber die eben erwähnte Vorrede des Herausgebers. Dieser rechtfertiget die Herausgabe der kleinen Schrift folgendermassen: „Der Unterricht in der vaterländischen Erdbeschreibung ist für Landschulen nothwendig, um so mehr für Stadtschulen und in höhern Klassen. Es kann daher die Herausgabe der über dieselbe vorgefundenen Arbeit Mehoffers, welche sich für die beyden letztern zunächst eignet, nicht unwichtig seyn, zumal die Umfassung der Natur- und Kunsterzeugnisse aus dem sich selbst andeutenden Gesichtspunkt des Einflusses auf den Nahrungsstand lobwürdig erscheint, und, aufser den Bemühungen des fürstlich Salmischen Wirthschaftsrathes Andre, hauptsächlich durch sein patriotisches Tageblatt, noch den Fleiß Weniger geweckt hat.“ — Der Zweck dieser Schrift ist also nicht Erweiterung von unserer Kenntniß Mährens, sondern Verbreitung derselben, besonders in Bezug auf die Producte der Natur und der Kunst, mittelst der Lehrer in Volksschulen, vorzüglichst in Stadtschulen.

In der That hat der Verf. diesen Zweck erreicht; alles, was er uns sagt, ist wahr; kurz und faßlich ist der Styl, so zwar, daß es immer als ein Hülfsbuch für Volksschullehrer anempfohlen werden kann. Und obgleich wir über die Ordnung der Materien hie und da etwas zu erinnern finden werden, so müssen wir doch dieses Werkchen, selbst Kennern, mit Lobe vorstellen, um allmählig die Kunde unsers schönen Kaiserstaates immer mehr and mehr befördern zu helfen. Ein kurzer Auszug wird unser Urtheil hinreichend belegen.

Von Nro. 1—12 S. 3—20 wird von Mähren überhaupt, und dann Nro. 13 bis zu Ende von den einzelnen Kreisen gehandelt. Jener allgemeine Theil hat folgende Rubriken: 1) *Name und Wappen des Landes.* 2) *Grenzen und Größe:* Die nördl. Breite sey zwischen dem 49. und 50. Grad, die Länge gegen Osten zwischen dem 35—36. Grad; der Flächeninhalt bestehe in 412 □ Meilen. Daß die Geographen diese Angaben in Anspruch nehmen möchten, mag dahin gestellt bleiben; daß aber unsere Volksschullehrer über diese bloßen

Angaben noch eine Erklärung und Erläuterung sich ausbitten werden, versteht sich wohl von selbst. 3) *Zahl und Verschiedenheit der Einwohner.* Es werden 1,560,000 im Ganzen, und 3800 auf eine □ Meile angenommen. Die größte Anzahl derselben ist *slavischer* Herkunft, und begreift in sich: 1. die *Hannaken*, im Brünnner und Olmützer Kreis, besonders an dem Flüschen Hanna; 2. die *Wallachen*, an der Grenze gegen Ungern, vorzüglich bey Hochwald, Wallachisch-Meseritsch; 3. die *Slovaken*, im Hradischer Kreis in den Gegenden um die March herum; 4. die *Böhmen*, besonders an der Grenze gegen Böhmen, sie machen den größten Theil der Einwohner aus; 5. die *Kroaten*, in den Dörfern Fröllersdorf, Gutfenfeld und Prerau; zu ihnen können gezählt werden, die *Podluczaken*, auf der Herrschaft Lundenburg, und um dieselbe; unlängst wurde uns in den Vaterländischen Blättern eine interessante ethnographische Beschreibung dieses Völkchens geliefert. Die Einwohner *deutscher* Herkunft wohnen in den Städten und an den Grenzen gegen Schlesien und Oesterreich. Daß die Deutschen um Olmütz, besonders in Schnobolin zurückgebliebene *Schweden* aus dem dreißigjährigen Kriege sind, hätte nicht vergessen werden sollen. Daß Prof. Meinert uns mit einer Sammlung altdeutscher Volkslieder aus dem *Kuhlandl* beschenken will, ist den Lesern aus den Vaterländischen Blättern erinnerlich. *Französischer* Herkunft ist das Dorf *Czeitsch* im Brünnner Kreise; es ist eine vom Kaiser Franz I. angelegte französische Colonie von Lothringern. Einige Bemerkungen über die Sitten, die Kleidertracht u. s. w. machen diesen Abschnitt interessant. Zu diesen Einwohnern gehören nun noch die *Juden*, welche nicht hätten übergangen werden sollen. — 4) *Religion.* Die *katholische* Religion ist die herrschende. Den Kirchsprengel des Erzbisthums Olmütz bilden der Olmützer, Prerauer und Hradischer Kreis und ein Theil des Troppauer Kreises, mit 348 Pfarreyen und 225 Lokalkaplaneyen; jenen des Brünnner Bisthums der Brünnner, Znaymer und Iglauer Kreis mit 256 Pfarreyen und 143 Lokalkaplaneyen. 12 Gemeinden *evangelisch-augsburger Confession* und 16 *evangelisch-helvetischer Confession* haben ihre eigenen Pastoren; jene stehen unter dem Superintendenten in Teschen, diese unter dem Superintendenten zu Ingrowitz im Iglauer Kreise. Die *Juden* haben, wie in andern Provinzen, ihre Synagogen oder Schulen. — 5) *Wissenschaften und Schulen.* Mähren zählt a) an *Volksschulen*, 14 Hauptschulen, in den Händen der Piaristen, 1477 Stadt- und Landschulen, und in diesen Schulen 127.000 Kinder; die Ursulinernonnen haben in Brünn und Olmütz Mädchenschulen; b) an *Gymnasien*, nämlich in Olmütz, Tribau, Kremsir,

Freyberg, Straßnitz, Brünn, Nikolsburg, Znaym und Iglau. c) an *höheren Lehranstalten*, aufer den philosophischen Lehranstalten in Brünn und Nikolsburg in der Hand der Piaristen, und aufer der bischöflichen theologischen Lehranstalt in Brünn, ein *Lycäum* in Olmütz von 23 Professoren, von denen die theologischen, juridischen, philosophischen und medicinisch-chirurgischen Wissenschaften vorgetragen werden. d) an *gelehrten Gesellschaften*, eine Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Bey den Volksschulen hätten wir auch die Anzahl der protestantischen und jüdischen Volksschulen besonders angeführt gewünscht. — 6) *Fabriken, Manufakturen und Handlung*. Diese Gegenstände setzen die Kenntniß der natürlichen Erzeugnisse des Landes voraus, allein von diesen wird erst weiter unten N. 9 gehandelt. Der Verf. zählt 7641 Tuch- und Kasimir-, Baumwollen- und Wollen-Zeugmacher, 13,277 Leinweberstühle, 42,546 Spinner, 368 Werkstätte von Lederern, Loh- und Rothgärbern, ohne jedoch das Jahr anzugeben, in welchem diese Zahl galt. Es gibt mehrere Glashütten, Alaunsiederereyen, Eisengufs- und Hammerwerke, viele Pottaschhütten und bey dreyszig Papiermühlen. Getreide geht nach Böhmen und Schlesien; Schmalz, Butter, Käse, Fische, alle Gattungen von Wildpret gehen nach Österreich. Die Hauptstrassen, welche regelmäsig unterhalten werden, machen den Beschluß dieses §., in welchem dem Verf. viel entgangen ist, z. B. der Obsthandel und der Handel mit Gartenfrüchten überhaupt nach Schlesien, die grossen Ochsenmärkte in Olmütz, welche für die ganze Monarchie von grosser Bedeutung sind u. s. w. — 7) *Sprache*. Diese ergibt sich aus der oben erwähnten Herkunft der Einwohner, indem alle ihre Muttersprache im Wesentlichen beybehalten. — 8) *Flüsse und Wässer*. Bey der *March* (Morava), dem Hauptflusse, wünscht der Verf. dessen Schiffbarmachung. Bey dieser Gelegenheit verdient der grosse Plan des ausgezeichneten Navigations-Directors *Osterlamm* in Lemberg einer Erwähnung, nach welchem der Dniester mit dem San, die Weichsel mit der Oder, und letztere mit der March in Verbindung gebracht werden, und also das schwarze Meer mit dem Baltischen in Verbindung kommen soll. Nur die nothwendigen Vertheidigungs-Kriege seit der französischen Revolution scheinen die Ausführung dieses für Galicien, Mähren, Böhmen, Österreich und Ungern so wohlthätigen Planes unmöglich gemacht zu haben. Es werden noch die Taya, Schwarza, Iglau, Betschwa, Oder, (welche bey Kozlun im Prerauer Kreise entspringt) Ostrowitza und Hanna, dann die vornehmsten Teiche, aufgeführt. — 9) *Landesbeschaffenheit*. Hier handelt der Verf. von der Lage des

Landes, dafs es gegen Ungern, Schlesien und Böhmen mit Gebirgen umgeben sey, dafs das Klima, (die Temperatur) veränderlich und das Gebirge im Olmützer Kreis gegen Schlesien, nach dem Laufe der Flüsse, der höchste Punct sey; und zählt dann die natürlichen Producte in folgender Ordnung auf: Überflufs an Getreide und Früchten (an Feld- und Gartenfrüchten); die Pferde im Iglauer, Znaymer, und zum Theil im Brünner-Kreise sind stark und muthig, und werden durch das Beschellwesen, (welches bekanntlich in allen Kreisen wirksam ist) noch mehr verbessert: die Schafzucht wird durchspanische Widder veredelt (die seitdem durch die ökonomische Gesellschaft in Brünn veranstalteten Einrichtungen zur Beförderung dieses Zweiges der Ökonomie sind aus öffentlichen Blättern bekannt), das inländische Hornvieh reiche nicht hin, und es würden Viehmärkte, für das polnische Hornvieh in Olmütz, für das ungrische in Auspitz gehalten (dieser Satz soll heissen: Mähren ist, nach seiner geographischen Lage, zwischen dem, an den Fleischgenufs gewöhnten Europa und dem an diesen Genufs wenig gewöhnten Europa, der natürliche Stappelplatz des Ochsenhandels; daher der wöchentliche grosse Viehmarkt in Olmütz, mit größtentheils *moldauischen* Ochsen, den Preis des Rindfleisches für die ganze Monarchie bestimmt, das inländische Hornvieh würde zum Gebrauch dieser Provinz hinreichen, indem die Gebirgsbewohner sich mit ihren Erdäpfeln und Mehklöfeln und die Landleute im flachen Lande sich mit Buchten und Kolazen begnügen); an zahmen und wilden Geflügel, so wie an Wildpret hat Mähren keinen wesentlichen Mangel; die mittlere Weinerzeugung im Znaymer, Brünner, und Hradischer Kreis wird, nach einem Durchschnitt von 36 Jahren, auf 436,660 Eimer niederösterreich. Mafses angesetzt; Metalle und Mineralien werden nur im Allgemeinen berührt, und von Bier, Branntwein und Tabak wird nur ein Wort gesagt. Der Verf. ist in diesen Puncten so kurz, weil er bey den einzelnen Orten eines jeden Kreises das daselbst merkwürdige Product anführt. — 10) *Landesverfassung*. Der Leser findet hier das Bekannte, dafs unter dem Gubernium, als der höchsten politischen Stelle im Lande, die Kreisämter und die Ortsobrigkeiten stehen, dafs in gerichtlichen Sachen die Ortsobrigkeit, und für Adelige und Geistliche die Landrechte in Brünn die erste Instanz, das Appellationsgericht in Brünn aber die zweyte Instanz bilde, dafs die Stände und deren Ausschufs über die zu entrichtenden Anlagen (Auslagen) und derselben billige Vertheilung zu berathschlagen haben. Da der Verf. von den höchsten Stellen in Wien und von der gegenseitigen Wirkungssphäre aller dieser Stellen unter dem Mo-

narchen keine weitere Aufklärung gibt, so werden die Leser nur eine unvollständige Vorstellung von der Landesverfassung erhalten. — 11) (nicht 9, wie es durch einen Druckfehler steht) *Eintheilung des Landes* in sechs Kreise: den Olmützer, Prerauer, Hradischer, Brünnner, Znaymer, Iglauer. — 12) *Wohnplätze*. 92 Städte, unter welchen 7 königl., d. h., bloß unter dem Schutz des Landesfürsten mittelst des Guberniums stehende Städte, als Brünn, Olmütz, Znaym, Iglau, Hradisch, Gaya, Mährisch-Neustadt; 58 Vorstädte, 174 Marktflecken, 3026 Dörfer, 227.639 Häuser und 329.856 Wohnparteyen. Der nutzbare Boden beträgt 3,107,069 Joch 828 □ Klafter, das Joch zu 1600 Wiener □ Klaftern gerechnet. Ohne unserm Erinnern wird jedermann erkennen, daß die hier gewählte Anfeinanderfolge der abgehandelten Gegenstände der Natur der Sache und dem leichteren Behalten der Leser nicht recht angemessen ist. So wäre es z. B., zweckmässiger gewesen, wenn der Verf. I. vom Lande gehandelt hätte, und zwar 1) von der Bestimmung des Nahmens Mähren, in älteren und neueren Zeiten und von dem Wappen; 2) von dem Umfang des Landes und zwar gegen aufsen d. h. von den Grenzen, und gegen innen, d. h. von der Länge, Breite und den geographischen Inhalt des Landes; 3) von der Lage des Landes, d. h. von Gebirgen, Ebenen, Flüssen, Gewässern, und von dem daraus fließenden Klima und von der meteorologischen Beschaffenheit; 4) von den natürlichen und künstlichen Produkten des Landes, d. h., von den Produkten aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, und von der Verarbeitung der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Produkte; 5) von dem Handel mit diesen Produkten im Innern und mit Ausländern, und von dem Durchfuhrhandel; wenn er II. von den *Leuten* gehandelt hätte, und zwar 1) von der Herkunft und Sprache der Einwohner in älteren und neueren Zeiten; 2) von den Wohnplätzen derselben in älteren und neueren Zeiten; 3) von der Religion derselben in älteren und neueren Zeiten; 4) von den Erziehungs- und Lehranstalten; 5) von dem physischen und moralischen Charakter der Einwohner; 6) von der Regierung des Landes, wo auch von der politischen Eintheilung des Landes die Rede gewesen wäre. — 13) *Von den Kreisen insbesondere*. Bey jedem Kreise wird eine allgemeine Übersicht von der Beschaffenheit des Kreises in Bezug auf Land und Leute, kurz und zweckmässig vorangeschickt, dann werden die *durch Naturprodukte oder durch Industrieanstalten merkwürdigen Orte*, in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Diese alphabetische Ordnung können wir nicht billigen, weil sie in den verschiedenen Kreisen eine wahre Last für das Gedächtniß ist, und

also schwer behalten werden kann. Da der Hauptzweck des Verfs. auf die Kenntniß der Naturprodukte und der Industrieanstalten hingeht, so scheint es weit zweckmässiger, wenn die Eintheilung der Produkte selbst und ihrer Verarbeitung den Leitfaden gegeben hätten, an welchem das Gedächtniß der Leser geführt worden wäre. Wir werden, um dem verdienstvollen Herausgeber und dem unvergeßlichen Verf. unsere Achtung an Tag zu legen, und um den Lesern der W. A. L. Z. die Anzeige dieses empfehlungswürdigen Werkes nützlich zu machen, nach dem erwähnten Leitfaden, jedoch nur im Allgemeinen die Natur- und Kunstprodukte Mährens hier aufführen. Wir hoffen dadurch die Kenntniß des Vaterlandes zu befördern, und noch andere Männer zur Bearbeitung so interessanter Gegenstände aufzureitzen.

a) *Olmützer Kreis*. Gegen Norden und Westen gebirgigt, übrigens eben. Die Ebene, besonders die sogenannte Hanna hat Überfluß an Feld- und Gartenfrüchten, und treibt mit denselben innerhalb des Kreises, dann auch nach Schlesien und Böhmen einen starken Handel. Das Gebirge liefert Flachs, Hanf und gute Pferde; die Gebirgsbewohner leben von Hammerwerken, von der Spinnerey, von Garn- und Leinwandhandel, welche beyde Artikel sie selbst erzeugt haben, vom Ölpressen, und vom Fuhrwesen insbesondere. *Mineralische Produkte*: Steinbruch in *Moletern*; Marmor, Granit, Kalkbrüche, *Eisenberg* und *Jessenetz*; Graphit oder Reifsbley, *Franzenthal*; Glashütten, *Goldstein* und *Ullersdorf*; Serpentinstein, *Krazdorf*; Torf, *Olmütz* (oder besser, *Kloster Hradisch*); Lava, Basalt, *Raudenberg*; Quarze, Hornstein, *Jaspis*, *Trübau*; Alaun, *Brisau*; Salpetersiederey, *Deutsch-Liebau*; Eisen, und dessen verschiedene Verarbeitung, *Aloysthal*, *Bergstadt*, *Eisenberg*, *Franzenthal*, *Janowitz*, *Wiesenberg*, *Zöptau*, *Brisau*, *Vorder-Ehrnsdorf*, *Profsnitz*, *Trübau*, *Halbseit*, *Hangenstein*, *Karsdorf*, *Schönberg*; *Alten-dorf*, *Ebersdorf*; Antimonium, silberhältiger Bleyglanz, Kupferkiese, *Altstadt*, *Wisternitz*; Schwefelkiese, *Ebersdorf*, *Obergrund*, *Spornhau*; Kupfer, *Karlsberg*, *Petersdorf*; Bergöl, *Sternberg*; *mineralische Wässer*, *Altendorf*, *Andersdorf*, *Petersdorf*, *Raudenberg*, *Slatenitz*, *Tscheschdorf*, *Ullersdorf*. — *Vegetabilische Producte* und deren *Verarbeitung*: Obst, *Deutsch-Liebau*; das schönste Mehl, *Brisau*; Branntwein, *Profsnitz*; Garn- und Zwirnhandel, *Rothwasser*; Leinwand und Zeugbereitung, *Gewitsch*, *Janowitz*, *Profsnitz*, *Sternberg*, *Zwittau*, *Wiesenberg*, *Deutsch Liebau*, *Muglitz*, *Neustadt*, *Trübau*, *Schildberg*, *Schönberg*; Papiermühlen, *Janowitz*, *Ober-Langendorf*, *Nieder-Morau*, *Schönberg*, *Ullersdorf*. — *Animalische Produkte* und deren *Verarbeitung*: Tuch, *Profs-*

nitz, Trübau, Zwittau; Rothgärbereyen, *Deutsch-Liebau*.

b) *Prerauer Kreis*. Überhaupt. Der gebirgigte Theil gegen Ungern und zum Theil gegen den Hradischer Kreis heist die *mährische Wallacheey*. Die Wallachen wohnen größtentheils in zerstreuten einzelnen Häusern (Paseken, Salaschen) und treiben die Viehzucht; ihr Brinsen- oder Schaf-Käse geht auch über die Grenzen der Provinz hinaus. In den übrigen, minder gebirgigten Theilen des Kreises werden Ackerbau, Bienenzucht; welche hier die stärkste im Lande ist, Leinölerzeugung, Spinnerey, Fuhrwesen, die Rindviehzucht, (daher die Gegend um Fulnek und Neutitschein das *Kuhlandel* genannt wird), der Schmalzhandel nach Oesterreich, die Tuchmacherey, der Handel mit Tüchern nach Gallicien, Ungern, Italien und über Tyrol hinaus getrieben. Im ganzen Kreise wird Flachs und Hanf gebaut und verarbeitet, auch viel Heidekorn oder Buchweizen erzeugt. — Insbesondere. *Mineralische Produkte*: Eisen, *Czeladna*, *Friedland*; silberhaltiger Bleyglanz, *Hostein*, *Pohorcz*, *Wallachisch-Meseritsch*; mineralische Quellen, *Jasnik*, *Mostienitz*, *Pohorcz*, *Weiskirchen*; große Höhle, bey *Stramberg*; Erdfall, bey *Weiskirchen*. — *Vegetabilische Produkte* und deren Verarbeitung: Leinweberey (420 Meister) in *Frankstadt*. — *Animalische Produkte* und deren Verarbeitung: Molkenkur gebraucht man in *Bistrzitz*, *Wallachisch-Meseritsch*; Tuch, *Alttitschein*, *Braunsberg* (406 Meister), *Czeikin*, *Freyberg* (404 Meister), *Fulnek* (252 Meister in Tuch, und 65 in Zeugen), *Kremsir*, *Wallachisch-Meseritsch* (70 Meister), *Neutitschein* (677 Meister), *Weiskirchen* (360 M.)

c) *Hradischer Kreis*. Überhaupt. Die Gebirgsbewohner gegen Ungern treiben Viehzucht. Der übrige Theil des Kreises hat Überflufs an Feld-, Garten- und Weinfrüchten, und eine gute Bienenzucht; daher der bedeutende Handel mit Getreide, gedörrten Obst und Wein. — Insbesondere. *Mineralische Produkte*: Sandsteine in *Jankowitz*; Gyps, *Hoschtitz*, *Zdislawitz*; Marmor, *Czetechowitz*, *Skalka*; Steinkohlen, *Stip*; Glashütten, *Belnitz*, *Brumow*, *Koritschan*, *Strany*; Eisen, *Brumow*; mineralische Quellen, *Buchlowitz*, *Koritschan*, *Luhatschowitz*, *Napagedl*, *Nezdienitz*, *Petrau*, *Prowodow*, *Stip*, *Suchalosa*, *Zaharowitz*. — *Vegetabilische Produkte*: Türkischer Weizen, *Bisenz*; Weine, *Bisenz*, *Groß-Platnitz*, *Domanin*, *Polleschowitz*, *Strzibernitz*; Papiermühle, *Wisowitz*; Fäyser und Falsreifen für einen großen Umfang von Weingegenden, *Freystadt*. — *Animalische Produkte*: Schafe, *Hoschtitz*; Käse, Butter und Schmalz, *Brumov*; Tuch, *Petrau*, *Wisowitz* (260 Meister), *Wsetin* (60 Meister).

d) *Brünner Kreis*. Überhaupt. Hier sind die mei-

sten Pottaschsiedereyen. Es werden Hopfen, Flachs, Krapp, Papier, Weber- und Rauhkarten erzeugt. Der südliche Theil hat vielen Wein, und der ganze Kreis hat Überflufs an Feld- und Gartenfrüchten. — Insbesondere: *Mineralische Produkte* und deren Verarbeitung: Feuersteine, *Brünn*, *Lösch*; Kieselbreccien, Kieselserpentine, Hornsteine, *Brünn*, *Pernstein*; Alaun und Vitriolsiedereyen, *Beskowitz*, *Czernahora*, *Lifsitz*, *Oslowan*, *Raitz*, *Rofsitz*; *Berlinerblaufabrik*, *Boskowitz*; Glashütte, *Boskowitz*; Schwefelkiese, Holzkohlen, Erdpech, *Boskowitz*; Marmor, *Czebin*, *Kiritein*, *Kritschen*, *Lösch*, *Ostrow*, *Pernstein*, *Tischnowitz*; Boluserde, *Domaschow*; Schwefel, Graphit, Strahlstein, *Kunstadt*, *Tischnowitz*; Steinkohlen, *Lettowitz*, *Lifsitz*, *Oslowan*, *Rossitz*; Asbest, *Lettowitz*; Silberglätte, Hornstein, Jaspis, *Lifsitz*; Trippel, *Neboowitz*, *Oslowan*; Kalkmergel, *Nikolsburg*, *Ostrow*; feine Thonerde, *Olomutschan*; Edelgesteine, *Pernstein*, *Tischnowitz*; Eisen, *Adamsthal*, *Blansko*, *Domaschow*, *Eichhorn*, *Olomutschan*, *Pernstein*, *Podoli*, *Raitz*; Kupfererze, *Blansko*, *Pernstein*; Bleyerze mit Silber, *Eichhorn*, *Klobauk*; Fabrik chemischer Produkte, *Brünn*; Pulvermühlen, *Adamsthal*; Fabrik mathematischer und technischer Instrumente und Maschinen, *Daubrawitz*; mineralische Quellen, *Czeitsch*, *Voitelsbrunn*; Kalkhöhlen, *Adamsthal*, *Kiritein*, die große berühmte Höhle *Mazocha*, die Höhlen bey *Slaup*. — *Vegetabilische Produkte*: Obst, *Lösch*; Süßholz, *Popitz*; ausländische Bäume und Sträucher, *Eisgrub*; Nüsse, *Klobauk*; Wein, *Polau*, *Popitz*, *Voitelsbrunn*; Essigfabriken, *Brünn*, *Hayan*; Stärke und Haarpudersfabrik, *Austerlitz*; Papiermühlen, *Blansko*, *Boskowitz*; Liqueurfabrik, *Habrowan*; Baumwollenspinnerey, *Neu-Wieslitz*; Kattunfabrik, *Lettowitz*; — *Animalische Produkte* und deren Verarbeitung: versteinerte Muscheln, *Koberczitz*, *Lifsitz*, *Lösch*; Lederfabriken, *Brünn*, *Ossowa-Bitischka*, *Sokolnitz*; Tuch, *Brünn*, *Bistrzitz* (297 Meister), *Bochtitz*, *Dewak*, *Kanitz*, *Lomnitz*, *Ratschitz*, *Tischnowitz*, *Klein-Urhau*; Seidenfabriken, *Brünn*.

e) *Znaymer Kreis*. Überhaupt. Feld-, Garten- und Weinfrüchte sind im Überflufs. Aneis, Kümmel, Seuf, Fenchel, Hopfen, Krapp, Weber- und Rauhkarten gehen in das ehemalige Polen. Der Wein geht auch aufser Landes. Die Pferde sind gut. — Insbesondere. *Mineralische Produkte*: Alaun, *Budkowitz*, *Kromau*; schwarzgrauer Thon zu Geschirren, *Eybentschitz*; Gyps, *Grusbach*; Steinkohlen, *Kromau*; Meerschäum, *Kromau* (und *Hrubschitz* setzen wir hinzu; siehe Hermbstädts Bulletin des Neuesten und Wissenswertigsten aus den Naturwissenschaften XV. Bd. 119. S.); Porzelerde, *Znaym*; Salpeter, *Znaym*; Edelgesteine, *Hrub-*

schütz, Jaispitz, Kromau, Namiescht, Ratkowitz, Taikowitz; Glashütte, Althant; Steingutfabrik, Frain. — *Vegetabilische Produkte*: versteinertes Holz, Lechwitz; Spargel, Eybentschütz; Wein, Zuckerhandel; Baumwollenwaarenfabrik, Althant. — *Animalische Produkte*: Käse, Joslowitz; Tuch, Bochtitz, Namiescht.

1) *Iglauer Kreis*. Überhaupt. Ackerbau, Viehzucht und Fuhrwesen geben in diesem, größtentheils gebirgigten Kreise die Nahrung. — Insonderheit. *Mineralische Produkte*: Siegelerde und weisse kölnische Erde, Przibislawitz; Edelsteine, Saar, Triesch; Granaten, Ingrowitz; ehemalige Silberbergwerke, Iglau, Mrakotin, Pirnitz, Triesch, Zlabings; Eisen, Neustadt; Bleyglanz und Eisenerz, Triesch; Glashütte, Böhmisches-Rudoletz; Pulvermühlen, Pirnitz, Trebitsch; mineralisches Wasser, Zlabings. — *Vegetabilische Produkte*: Büchterspansfabrik, Böhmisches-Rudoletz; Stärke und Haarpuderfabrik, ebendasselbst; Kattunfabrik, Pirnitz; Papiermühle, Iglau. — *Animalische Produkte*: Tuch, Iglau (458 Meister), Telttsch, Triesch (215 Meister).

Schon diese Reichhaltigkeit muß diese kleine Schrift den Liebhabern sehr empfehlen. Bey einer zweyten Auflage ersuchen wir den verdienstvollen Hrn. Herausgeber, ein *Produktenkärtchen* von Mähren, ungefähr so, wie uns *Crome* von Europa, und *Parizek* von Böhmen eine *Produktenkarte* geliefert haben, dem neu überarbeiteten Werkchen anzuschließen; auch dasselbe mit einigen dieser Klasse von Menschen, für welche dasselbe bestimmt ist, angemessenen Literaturnotizen, auszustatten, damit diejenigen, welche Lust haben, sich weiteren Rathes erholen könnten.

Jugendschriften.

Ueber Tagebücher; zur Beförderung der Kenntniß und Bildung des Herzens und Verstandes. Für die Jugend. Mit auserlesenen Beyspielen und Lehren berühmter Männer. München, bey Ign. Joseph Lentner, Buchhändler zum schönen Thürme. 1813. 112 S. in 8.

Die Absicht dieses kleinen Werkes ist, die Jugend zur Führung von Tagebüchern aufzumuntern. Der Verf. richtet seine Bemerkungen und Ermahnungen an einen Jüngling, *Sophon*, welchem er die großen Vortheile, die durch fortwährende Führung eines Tagebuchs, sowohl für die Ausbildung seiner Erkenntniß als auch seiner Moralität

zu gewinnen wären, in dem Tone väterlicher Ermahnung vorträgt. Sehr häufig führt er, statt selbst zu sprechen, die Äußerungen berühmter Männer in Prosa und Versen an, und man muß gestehen, daß er eben so fleißig als zweckmässig zum Behufe der Anpreisung dieser Tagebücher gesammelt habe. *Lichtenberg* liefert ihm die häufigsten und vorzüglichsten Stellen, *Garve*, *Seume*, *Moriz* und *Jean Paul* wußte er zu seinem Zwecke zu benützen, selbst *Schiller*, *Gothe*, *Matthisson*, *Gellert*, *Salis* und *Pfeffel* mußten ihm Beyträge geben, *Kant* wurde zur Belehrung, wie man seine Gedanken aufzeichnen soll, *Demme's* Pächter *Martin* zur Warnung vor dem Nachtheiligen, welches Tagebücher mit sich bringen können, sehr angemessen benützt. Das Buch hat durch diese vielfältige Anführung fremder Ideen keineswegs die Gestalt eines bunten Allerley erhalten, sondern alles ist zweckmässig zusammengefügt, und durch die Aneinanderreihung der Ideen so mancher verehrter Schriftsteller vielmehr geistreicher und erfreulicher, als es sonst möglich gewesen wäre. Der Verf. schlägt der Jugend vor, dreyerley Tagebücher zu führen: 1) ein *historisches*, die Geschichte des Lebens enthaltend, 2) ein *didaktisches*, den wissenschaftlichen Fortgang, 3) ein *moralisches*, die Beobachtungen über die Bildung des Herzens enthaltend. Obgleich nun der Hr. Verfasser sehr richtig bemerkt, daß diese Tagebücher vielmehr nur kurze Aufzeichnungen und Bemerkungen als weitläufige Aufsätze enthalten müßten, so glauben wir doch, ungeachtet so mancher trefflicher Gewährsmänner, die in diesem Buche die Führung der Tagebücher durch die geschickte Zusammenstellung des Verfs. vertheidigen, daß für die Jugend weit mehr Nachtheil als Nutzen von einem Unternehmen zu erwarten sey, welches erstens in dem jugendlichen Alter so durchaus widersprechendes absichtliches Handeln erzeugen muß, den Geist zu früh von dem unabfangenen Genusse der Schönheit des Lebens auf sein eignes geniessendes und reflectirendes Seyn zurückleitet, endlich der Speculation vor der praktischen bürgerlichen Wirksamkeit ein zu entschiedenes Übergewicht im Geiste des Jünglings verschaffen muß, welches um so gefährlicher seyn dürfte, da deutscher Sinn von jeher, ehe ihn in neuester Zeit zu mächtige Aufforderungen anders lenkten, sich weit mehr zum Nachsinnen über das Leben als zur Theilnahme an der regen Thätigkeit dieses Lebens selbst hinneigt, und man daher gewiß nicht gut thut, wenn man, ausser dem, was die Natur selbst mehr als zur Genüge leistet, noch künstliche Vorrichtungen anwendet, um eine bereits zu übermächtige Einseitigkeit der Nationaleigenthümlichkeit noch zu befördern.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 62.

Freitag, den 5. August

1814.

Rechtsgelehrtheit.

Lehrbuch des Handels- und Wechselrechtes, verbunden mit den nöthigsten Kenntnissen aus der Handlungswissenschaft zum Gebrauche der Schüler der k. k. Real-Academie von Ignaz Sonnleithner, k. k. Rath (e) und Professor, der Rechte Doctor, (Doctor der Rechte) Hof- und Gerichts-Advocaten, und öffentlichen (m) beeidigten Notar. Kostet ungebunden 39 kr., gebunden im leder. Rücken 45 kr. Mit Seiner kaiserl. königl. apostolischen Majestät allergnädigster Druckfreyheit. Wien, im Verlags-gewölbe des k. k. Schulbücher-Verschleisses bey St. Anna in der Johannisgasse 1815. Ohne Register 194 Seiten,

Dieses Werk ist eigentlich die dritte Auflage des im Jahre 1801 in Wien bey Andreas Gassler vom nämlichen Verfasser erschienenen *Versuches eines Leitfadens über das österr. Handlungs- und Wechselrecht*, wovon im Jahre 1808, ebenfalls bey Gassler, eine zweyte Ausgabe unter dem Titel: *Leitfaden über das österr. Handlungs- und Wechselrecht* veranstaltet wurde. Dafs diese Schrift nicht zu den unbedeutenden gehöre, beweisen wohl schon die drey Auflagen, welche dieselbe in so kurzer Zeit erlebte; und schon Kreuzer in seinem *Versuche einer Literär. Geschichte des österr. Privat-Rechtes* würdigte sie S. 43—44. Der nun veränderte Titel scheint Recen. wegen der Einmischung einiger Kenntnisse aus der Handlungswissenschaft zweckmässiger als der frühere. Das System ist das vorige. Der Verfasser bearbeitet nämlich die Gegenstände in zwey Abtheilungen, wovon die erste das Handlungsrecht, und die zweyte das Wechselrecht in sich schließt. Jene enthält nebst der Einleitung sechzehn Hauptstücke, worin a) von denjenigen, welche Handel zu treiben berechtigt sind, b) von den Handlungsgeschäften, welche jeder Classe der Handelsleute zustehen, c) von den Rechten und Verbindlichkeiten der Handelsleute bey dem Ein-kaufe der Waaren, d) von den Rechten und Verbindlichkeiten der Handelsleute bey dem Verkaufe

der Waaren, e) von Versendung der Commercial-Güter, f) von dem Buchhalten, g) von der kaufmännischen Correspondenz, h) von der kaiserl. Wiener Börse, i) von Sensalen und Mäklern, k) von dem Commissions- und Speditions-Handel, l) von Seegefahr-Versicherungen und Bodmery-Geldern, m) von Schiffs-Rehdereyen, n) von Handlungsgesellschaften, o) von den Schiedsrichtern in Handlungssachen, p) von Endigung der Handlungen und q) von den Marktfreyheiten der Fieranten gehandelt wird. Das in der zweyten Abtheilung erörterte Wechselrecht begreift in eilf Hauptstücken nebst der Einleitung: a) die förmlichen Wechselbriefe und diejenigen, welche mit denselben Geschäfte treiben, b) die Rechte und Verbindlichkeiten des Remittenten, c) die Rechte und Verbindlichkeiten des Trassanten, d) die Rechte und Verbindlichkeiten des Präsentanten, e) die Rechte und Verbindlichkeiten des Trassaten und Acceptanten, f) den Giro, g) den Wechsel-Protest, h) die Wechsel-Notare, i) die trokenen Wechselbriefe, k) die Vorrechte der Wechselforderungen, endlich l) die Arten auf welche Wechselforderungen erlöschen. Der Zweck des Verfs. bey der Herausgabe dieses Werkes war, wie der Titel zeigt, den Schülern der Real-Academie ein Lehrbuch über die angeführten Gegenstände zu liefern. Da diesen Schülern die Vorbegriffe aus dem bürgerl. Gesetzbuche mangeln, so ist es sehr zweckmässig, dafs S. 3—15 die nöthigen Begriffe des bürgerl. Rechts in der Einleitung zum Handlungsrechte voraus geschickt werden. Bey dieser Gelegenheit wäre es wohl sehr zu wünschen gewesen, dafs auch etwas über das Verhältnifs des neuen bürgerl. Gesetzbuches zum Handlungs- und Wechselrechte gesagt worden wäre. Diese Vorbegriffe ausgenommen, ist der gröfste Theil des Werkes wie in den frühern Auflagen; doch finden sich auch an mehreren Stellen sehr gute Bemerkungen, die in jenen mangelten. Rec. wird sie am gehörigen Orte anführen. Mit Bedauern vermifst man aber jene trefflichen Anmerkungen gänzlich, welche in den frühern Ausgaben theils Gesetze, theils eine kleine Literatur anzeigten. Sollte der Real-Academist nicht

auch manchmal in den Gesetzen nachschlagen, und sich eines andern guten Authors als Hülfsbuches bedienen dürfen? Dieser Mangel fällt um so mehr auf, da der Verf. überzeugt seyn mußte, daß sein Buch das einzige systematische in den österreichischen Staaten sey, nachdem man auf Lycäen und Universitäten, wenigstens das Handlungsrecht, vortragen kann.

In dem 1. Hauptstücke wird in Kürze zuerst von den Hausierern gehandelt. Daß der Verf. hieby seine Leser nicht mit der Aufzählung unbedeutender Kleinigkeiten plagt, ist löblich; allein es läßt sich nicht läugnen, daß das neueste Hausier-Patent vom 5. May 1811 offenbar zu wenig ausgezogen ist, wo sich doch so wichtige Anordnungen über die persönliche Fähigkeit zum Hausieren §§. 1—5, über die Art des Hausier-Handels §§. 8 und 9, und über die Untersuchung und Strafen der Gesetzübertretungen der Hausierer §§. 21—23 darstellen. Besonders auffallend ist, daß in des Verfs. Aufzählung der, den Hausierern verbotenen Waaren gerade der beträchtlichste Theil derselben mangelt, die der 7. §. des angeführten Patenten enthält, da der Schüler doch natürlich glauben muß, die vom Author gegebene Aufzählung sey vollständig, und diesen Irrthum auch nicht so leicht berichtigen kann, indem auch hier das Citat des Gesetzes mangelt. In Rücksicht der Kleinhandelsleute trifft man einige neue zweckmässige Bemerkungen S. 17 an, und auch S. 19 über die Aufnahme der Commisbey Großhändlern. Bey letzteren hätte wohl das Hofkammer-Decret vom 26. März 1804 wegen der Fondes-Ausweisung von 30000 fl. an Baarem, und 20000 fl. an anderm Vermögen, wodurch der nöthige Aufwand des Großhändlers gedeckt ist, angeführt zu werden verdient. Warum die Steuer der Großhändler S. 29 nicht nach dem *Erwerbsteuer-Patente* vom 31. December 1812 §. 1. lit. c, und §. 3. ebenfalls lit. c. angeben wurde, kann Rec. vollends nicht begreifen, da das vorliegende Werk doch erst im Jahre 1813 erschien. Das 2. 3. und 4. Capitel enthält, eine Bemerkung S. 44, in Rücksicht des Handlungsrechtes der bürgerl. Großhändler ausgenommen, wenig Neues, da die frühern Auflagen in dieser Beziehung schon hinlänglich erschöpfend waren. Im 5. Hauptstücke entdeckt man mit Vergnügen S. 67, §§. 222—228 einige bedeutende Zusätze, welche das Frachtamt betreffen. Das sechste und siebente Hauptstück, vom Buchhalten und der kaufmännischen Correspondenz, gehören, aufser der Beweiskraft der Handlungsbücher, rein nur der Handlungswissenschaft an, die aber sehr zweckmässig hier eingewebt wird, weil sie über die rechtlichen Verhältnisse, vorzüglich für jene Schüler das nöthige Licht verbreitet, welche nicht Gelegenheiten haben, dieselbe besonders zu erlernen.

Bey der Dauer der Beweiskraft der Handlungsbücher, S. 74, wäre allerdings nöthig gewesen, als Ausnahme die im Patente vom 12. Decemb. 1785 enthaltene Anordnung anzuführen: daß die Bücher der inländischen Handelsleute gegen die ausländischen *eben so lange* Beweiskraft behalten, als diese Wirkung nach den in fremden Staaten bestehenden Gesetzen den Handlungsbüchern dasselbst zugestanden ist. Diese Ausnahme ist um so merkwürdiger, da die dadurch aufgestellte rein *materielle Reciprocität* als ein Handelsgesetz, durch den, im 33. §. des neuen bürgerl. Gesetzbuches ausgesprochenen Grundsatz einer bloß *allgemein formellen Reciprocität* nach den Worten des Kundmachungspatentes vom 1. Juny 1811 *nicht* aufgehoben wird, obschon jene Maxime der, des angeführten Gesetzbuches, zuwider läuft. Im achten Hauptstücke ist, §. 259 S. 80, auf die im Jahre 1811 erschienene Verordnung, wegen des Eintrittes in die Börse gehörig Bedacht genommen, und der Inhalt derselben angeführt worden. Übrigens hat dieses Capitel nur eigentliches Interesse für den Wiener-Platz, welchen der Verf. überhaupt in seinem ganzen Werke fast ausschließend, besonders im Handlungsrechte, berücksichtigt, wodurch die Gemeinnützigkeit desselben Abbruch leidet. Im neunten Hauptstücke trifft man, S. 90, eine neue Eintheilung der nicht orientalischen Waarensensale in deutsche und gallizische an, welche sehr nothwendig war. Auch ist in diesem Hauptstücke eine Classe der Sensale, nämlich die der Waaren-Mäkler, §. 267 und 307, angeführt, welche in den ältern Ausgaben mangelte. Das zehnte Capitel hat zwar durch die gegenwärtige Auflage nichts gewonnen, ist aber auch so vollständig als zuvor. Daß der Verf. sich durch den Inhalt des Wiener-Friedens von 1809 nicht abhalten ließ, im eilften Hauptstücke von Seegefahrversicherungen und Bodmerey-Geldern zu handeln, muß ihm das juristische Publikum Dank wissen, weil der Schüler dadurch doch wenigstens mit der Einrichtung der, für den Handel so nützlichen, Assecuranz-Institute bekannt gemacht wird. Von den Schiffs-Rehdereyen, womit das zwölfte Hauptstück sich beschäftigt, ist, aus gegen vorhin leicht begreiflichen Gründen, nur wenig gesagt. Das dreyzehnte Capitel blieb im Wesentlichen unverändert. Das vierzehnte Hauptstück scheint Recn. ausschließend in die Gerichtsordnung zu gehören. Das fünfzehnte Capitel ist eben so kurz, als bündig und erschöpfend. Des besseren Systems wegen wäre zu wünschen gewesen, daß, da die Fieranten doch einmal auch eine Gattung von Handelsleuten sind, der Verf. das sechzehnte Hauptstück theils in das erste theils in das zweyte eingereiht hätte. — Rec. geht nun zur zweyten Abtheilung, worin das Wechselrecht behandelt ist, über.

Das Wechselrecht beginnt mit einer kurzen Einleitung, S. 133—136, in welcher der Nutzen und die Wichtigkeit des Wechselrechtes, eine kurze, aber auch gar zu unbestimmte, Geschichte des Wechselwesens, und endlich die Quellen des österr. Wechselrechtes angeführt werden. Gleich im ersten Hauptstücke, §. 9, findet sich ausdrücklich die, auch in den vorigen Ausgaben, jedoch nur stillschweigend, enthaltene, logisch falsche Eintheilung in trockenere und förmliche Wechsel. Diese Eintheilung, welche bisher von den meisten Wechselrechtslehrern angenommen wurde, coordinirt dem Übergeordneten das Coordinat des Subordinirten. Diese Behauptung wird aus folgender Zergliederung deutlich werden. Der Begriff: *förmlicher Wechsel*, theilt sich wieder a) in fremde, trassirte im strengsten Sinne, und b) in förmlich eigene; die trockenere Wechsel, als ebenfalls eine Gattung eigener, sind daher den förmlich eigenen, als subordinirte des gemeinsamen Begriffes: *eigener Wechsel*, coordinirt. Die einzig richtige oberste Eintheilung der Wechsel ist die, in *fremde* und *eigene*, welche letztere dann wieder untergetheilt werden müssen in *förmlich eigene* und *trockene*. In diesem nämlichen §. fand Rec. einen noch bey weiten größern und practisch schädlichem Irrthum, welcher in der falschen Definition von trockenem und förmlich eigenen Wechseln liegt, und in der vorigen Auflage nicht angetroffen wurde. Der Verf. sagt in dieser Beziehung: „verbindet sich der Aussteller des Wechselbriefes in demselben, die Wechsel-Summe selbst an dem Ausstellungs-orte, oder an einem andern Orte zu bezahlen, so heißt der Wechselbrief ein trockener Wechselbrief. Beauftragt er aber in demselben eine dritte Person, oder sein eigenes Haus die Wechsel-Summe von einem andern, als dem Ausstellungs-orte zu bezahlen, so wird derselbe ein förmlicher Wechselbrief genannt.“

Wenn diese Definition, welche offenbar den Worten des 2., 3. und 53. Art. der W. O. vom 1. Oktober 1763 zuwider läuft, gegründet wäre, so läugnete Rec. die Existenz eines *förmlich eigenen* Wechsels gänzlich. Denn ob man bey einem Geschäfte de facto zwey, oder nur eine einzige physische Person entdeckt, ist nach juristischen Begriffen einerley, wenn diese beyden Personen sich nur juristisch als eine und die nämliche Person nach dem Rechtssatze: *quod quis per alium facit per se fecisse censetur*, darstellen; der Aussteller wird daher nach diesem Grundsatz immer *selbst*, gleichviel ob in eigener, oder in einer ihn unmittelbar vorstellenden Person, den Wechsel bezahlen, und daher würde, nach des Verf. Definition, jeder eigene, ein trockener Wechsel seyn. Der Verf. wird zwar, nach seiner spätern Theorie, einwenden, daß dann jeder Wechselbrief, also

auch ein fremder, im Grunde ein trockenere bleibe, weil auch der Trassat, als dritte Person, nur ein Bevollmächtigter des Trassanten sey. Allein dieser Einwurf fällt bey der Würdigung des §. 34, S. 149, von selbst weg, wo Rec. zeigen wird, daß zwischen dem Trassanten und Trassaten keine Bevollmächtigung vor sich gehe. Das Criterium, ob ein eigener Wechselbrief ein förmlicher oder trockenere Wechselbrief sey, gibt einzig der Zahlungs-ort ab, da hingegen bey fremden Wechseln das Criterium desselben die dritte, *vom Aussteller auch juristisch verschiedene* Person ist, ohne den Ort der Bezahlung zu berücksichtigen; weil man sonst auch die sogenannten Platz-Tratten, die doch gewis fremde Wechsel sind, wegen der Identität des Ausstellungs- und Zahlungsortes, den eigenen bezählen müßte. Unsere Wechselgesetze dahin auslegen zu wollen, daß sie bey der Festsetzung des Begriffes von trockenem und förmlich eigenen Wechseln — zwey bloß factisch verschiedenen Personen, die juristisch nur eine einzige sind, auch juristisch als zwey Personen darstellen, wäre in der Rechtswissenschaft wahre Ketzerey, welche den Gesetzgeber der gänzlichen Ignoranz des angeführten Rechtssatzes: *quod quis per alium etc.* gegen die Regeln einer richtigen Hermeneutik des positiven Rechts beschuldigen würde. Aus diesen Gründen kann Rec. das S. 158 angeführte Formular des zweyten trocken seyn sollenden Wechselbriefes nur für einen förmlich eigenen halten; denn in jedem Falle trassirt *Jakob Freund* auf sich selbst, und der Unterschied der Worte „zahle ich“ und „zahlen Sie“ kann keinen Rechtsunterschied begründen, da hier im *Ich* und im *Sie* immer der *Jakob Freund* (als juristischer Selbstbezahlter) erscheint. Wenn bloß diese Verschiedenheit des Ausdruckes den förmlich eigenen Wechsel vom trockenem unterschiede, so stünde es in der Willkür eines jeden, dem die Gesetze die Ausstellung trockenere Wechsel untersagen, sich durch die Benennung seiner selbst mit *Sie* statt *Ich* dazu zu befähigen. Die Folgen der Verschiedenheit der Meinung des Verf. und des Recn. sind mehr practisch in Beziehung auf die Frage: wer zur Ausstellung eines trockenem und förmlichen Wechsels fähig sey. Übrigens läßt sich nicht läugnern, daß es für die mindere Umschiffbarkeit der Gesetze sehr vortheilhaft wäre, wenn denjenigen, welche nicht Handelsleute oder solche Personen sind, welche denselben gleichgehalten werden, die Ausstellung aller Gattungen eigener Wechsel untersagt würde. Bey der Erörterung der Bestandtheile eines förmlichen Wechsels scheint dem Verf. S. 146, wo er den Zweck der Prima-, Secunda- und Tertia-Wechsel angibt, die Theorie des wahren Nutzens dieser Manipulation nicht genau bekannt zu seyn. Wenn mit der Secunda oder Tertia erst dann über

andere Handelsplätze disponirt würde, wenn die Acceptation der Prima *bereits bewirkt ist*, so wäre wohl kein Nutzen dieser mehreren Wechsel-Exemplare einzusehen; da der Inhaber des Wechselbriefes doch erst die Antwort des Handlungsfreundes erwarten müßte, ob die Prima acceptirt sey oder nicht, bey welcher Gelegenheit auch der Wechsel selbst, schon mit der Acceptation versehen, zurückgesendet, und dann mit diesem Exemplare, ohne einer Secunde zu bedürfen, disponirt werden könnte. — Die Personen, welche das Wechselgeschäft abschließen, sagt der Verf. S. 147 u. 148, §. 31, sind 1) der Remittent, 2) der Trassant, 3) der Präsentant, und 4) der Trassat, der mit Rücksicht auf die Acceptation, Acceptant heißt. Diese 4 Personen, welche hier unbedingt als Theilnehmer des Wechselgeschäftes aufgeführt sind, sollen doch wohl nicht als wesentlich dargestellt werden, da das eigene Wechselgeschäft doch auch zwischen *juristisch nur zwey* Personen vor sich gehen kann, und das fremde wesentlich nur auf drey Personen beschränkt, und es in Beziehung auf den Bestand desselben ganz gleichgültig ist, ob durch den zufälligen Contract des Giro, nebst der Person des Remittenten eine verschiedene des Präsentanten, oder ohne Giro, nur eine Person als Remittent und Präsentant, die mit dem beyde umfassenden Namen des Wechsel-Inhabers deutlich genug bezeichnet wird, eintreten? Findet der Verf. aber, wie natürlich, selbst, daß nicht 4 Personen wesentlich seyen, so thut er sehr unrecht, daß er diese unbedingt an die Spitze des Wechselgeschäftes stellet, und auch den Contract zwischen Präsentanten und Remittenten unter die wesentlichen des Wechselgeschäftes reihet, wodurch der noch unerfahrene Schüler leicht in Versuchung geräth zu glauben, daß der Giro, von dem doch abgesondert in 6 Capitel gehandelt wird, ein von diesem Contracte verschiedener sey, und daher sich die Theorie durchaus nicht erklären kann. Daß dieses letztere zu besorgen sey, hat Rec. seine eigene Erfahrung an mehreren Privatstudierenden, welche sich nach des Verfs. Werk vorbereitet hatten, gezeigt. In der Aufzählung der zwischen diesen 4 Personen abgeschlossenen Contracte nimmt der zwischen dem Remittenten und Trassanten den ersten Platz, §. 32, ein. Dieser Contract ist dem Verf. bald ein Kauf, bald ein Tausch, bald ein Borggeschäft u. s. w., kurz, je nachdem derselbe mehr oder weniger den Verträgen des gemeinen Rechtes ähnlich sieht, bald diese, bald jene Gattung des letzteren. Rec., der, wie er bereits in seiner, in eben dieser Literaturzeitung erschienenen Recension über *Bosset*, erklärte, nun einmal der Meinung ist, daß die Wechsel-Contracte ganz eigenthümliche Contracte seyen, welche zwar wohl mit denen des gemeinen Rechtes verglichen,

nie aber als solche dargestellt werden können, kann auch hierin dem Verf. seine Zustimmung nicht geben. Für's Erste läßt sich durchaus nicht läugnen, daß der zwischen dem Trassanten und Remittenten abgeschlossene Vertrag immer nach Wechselrecht derselbe bleibe, nämlich die Einhandlung des Wechsels, und des damit unmittelbar verbundenen Rechtes auf die Bezahlung der darin ausgedruckten Wechselsumme, er mag diese oder jene Form des gemeinen Rechtes haben. Man kann auch diesen Contract, weil das Wechselgeschäft damit seinen Anfang nimmt, den eigentlichen oder ursprünglichen Wechsel-Contract nennen. Ferner ist es eben so ausgemacht, daß jeder Vertrag *seine besonderen wesentlichen Eigenschaften habe, bey deren Veränderung auch dieser Contract in eine andere Gattung übergeht*. Wie ist es nun juristisch erklärbar, daß dieser Einhandlungs-Contract immer der nämliche bleibe, wenn sich doch die wesentlichen besonderen Bestimmungen, die ihn nach dem gemeinen Rechte bald zu einem Kaufe, bald zu einer Schenkung u. s. f. qualificirten, ändern? Noch mehr, jeder verschiedene Contract bringt auch verschiedene rechtliche Folgen mit sich, die nach Verschiedenheit ihres Principes, des Contractes, ebenfalls verschieden seyn müssen. So z. B. erwirbt man durch einen Kauf das volle Recht auf den eingehandelten Gegenstand, sowohl seiner Individualität als Qualität und Quantität nach, da man entgegen durch den Darlehensvertrag bloß das Recht auf die Individualität der dargeliehenen Summe erhält, die — ideale — Quantität und Qualität derselben aber dem Darleiher bleibt, indem man die ausständige Activ-Forderung noch immer in diesen beyden letzteren Rücksichten zu dessen Vermögensstande zählt. Wie ist es daher ebenfalls erklärbar, daß dieser ursprüngliche Wechsel-Contract, er mag diese oder jene Form haben, doch immer die nämliche Folge, nämlich: *das volle Recht auf die Individualität, Quantität und Qualität der Wechsel-forderung nach sich zieht*? Mag der Aussteller des Wechsels immerhin bey einem auf Borg geschlossenen Wechsel-Contracte das Recht behalten, die einstmalige Vergütung der Wechselsumme vom Remittenten zu fordern; so hat er doch die *Wechsel-forderung selbst* ohne Vorbehalt des Quanti und Qualis derselben veräußert, eben so, als hätte er den Wechsel verkauft. Wer das Rügnete, müßte beweisen, daß der Aussteller seine Vergütung der Wechselsumme auch von einem Dritten, der durch Giro Inhaber des Wechsels wurde, und denselben encassirte, fordern könne. Dieser Wechsel-Contract kommt in der Wesenheit mit anderen Contracten des gemeinen Rechtes einzig darin überein, daß er ein Contract ist; er unterscheidet sich aber wesentlich von allen denselben dadurch, daß

er jede wesentliche besondere Bestimmung derselben verträgt, und doch immer der nämliche (die nämlichen Folgen nach sich ziehende.) Contract bleibt.

So wenig Recensent geneigt ist, diesen ersten Contract für einen des gemeinen Rechtes zu halten, eben so wenig ist er in Rücksicht des, vom Verf. § 34 als Vollmacht angegebenen Vertrages zwischen Trassanten und Acceptanten mit demselben einverstanden, und behauptet entgegen, daß dieser Contract bey dem Wechselgeschäfte oft gar nicht angetroffen werde, und wo er wirklich vorkommt, keine Vollmacht, sondern ebenfalls ein eigenthümlicher Wechsel-Contract sey. Bey förmlichen eigenen Wechseln ist es schon einmal gar nicht nöthig, diesen Contract anzunehmen; denn wie kurz vorher (bey §. 9) gezeigt wurde, es ist sehr zufällig, ob der Aussteller selbst, oder sein Commis oder Factor den Wechsel bezahle, wenn die Bezahlung nur an einem, von dem der Ausstellung verschiedene, Orte geschieht. Bey der Acceptation per onore di lettera ist, selbst bey förmlichen fremden Wechseln, dieser Contract in allen jenen Fällen auch nicht einmal denkbar, wo der Honorant keine Ordre zur Honorirung des Wechsels erhielt. Bey der gemeinen Acceptation eines fremden Wechsels, und bey der Honorirung auf Ordre des Ausstellers allein, stellt sich zwischen Trassanten und Acceptanten ein Contract dar, welcher keine Vollmacht, sondern ebenfalls ein eigenthümlicher Wechsel-Contract ist. Wäre dieser Contract eine Vollmacht, so wäre es auch nothwendiger Weise nach der Rechtsregel: quod quis per alium facit, per se fecisse censetur, gleichgültig, ob der Aussteller selbst, oder eine von ihm factisch verschiedene Person die Wechsel bezahle, weil doch immer, juristisch, der Mandant, und Mandatar als eine Person erscheinen, und dennoch liegt es eigentlich schon im reinen Begriffe eines fremden Wechsels, daß der Aussteller vom Acceptanten eine, auch rechtlich verschiedene Person sey; sonst stellte sich freylich auch hier immer blofs das eigene Wechselgeschäfte dar. Daß hier keine Vollmacht vorhanden sey, zeigt auch schon allein die Bemerkung, daß der Acceptant sich zur Bezahlung des Wechsels im eigenen Namen, und nicht im Namen des Ausstellers (was doch in dem Begriffe der Vollmacht läge) verbindlich macht. Nur einzig aus dieser Ansicht läßt sich das Recht gegen den Acceptanten, als Selbstverpflichteten, zu klagen erklären; denn wäre er Bevollmächtigter des Ausstellers, so könnte ihn die Klage nur mandatorio nomine des Ausstellers treffen. Wie käme es sonst, daß der Acceptant auch dann aus der Acceptation haftet, wenn er einen blofs fingirten Wechsel acceptirt, wo sich nothwendig gar kein Mandant denken läßt? — Den dritten Contract, zwischen dem Remittenten und

Präsentanten (§. 35) übergeht hier Rec., weil erst bey dem Giro der Platz ist, davon zu handeln. — Der vierte Contract, welcher zwischen dem Präsentanten und Acceptanten vor sich geht, wird vom Verf. eine Bürgschaft genannt. Die Würdigung dieser Meinung geht aus folgenden Fragen hervor: a) Was ist eine Bürgschaft? b) Wirkt sie eine Principal- oder eine accessorische Verbindlichkeit? c) Haftet der Bürge auch dann noch, wenn der Gläubiger dem Hauptschuldner seine Schuld erläßt? d) Wirkt dagegen die Acceptation eine accessorische oder eine Principal-Verbindlichkeit? e) Haftet der Acceptant nicht auch dann noch, wenn der Präsentant durch Versäumung seines Regresses dem Aussteller als Hauptschuldner seine Schuld erläßt? Eine blofs oberflächliche Beantwortung dieser Fragen zeigt schon bis zur Gewißheit, daß die Acceptation nicht als Bürgschaft dargestellt werden könne.

Wenn man schon einmal durchaus das Wechselgeschäfte als ein Geschäft des gemeinen Rechtes darstellen will, so würde man doch am wenigsten seinen Zweck verfehlen, dasselbe mit der Assignation des gemeinen Rechtes zu vergleichen, von welcher das österr. bürgerl. Gesetzbuch. III. Thl. 2. Hauptstück §§. 1400—1409 handelt, obschon auch hier die Regel einträte: omnis similitudo claudicat. Diese ganz modificirte Assignation unsers bürgerl. Gesetzbuches ist offenbar eine Geburt des Wechselrechts, die erst aus diesem in das gemeine Recht gezogen wurde, da man sie in dieser Form in denjenigen Gesetzgebungen, welche vor der Ausbildung des Wechsel-Instituts erschienen, z. B. in dem Röm. Rechte gar nicht kannte, wo nur einzig von der Delegation und Expromission die Rede ist, welche durchaus jedes, nicht insbesondere bedungene, Regrefs-Recht ausschließen, von denen sich daher die Wechsel-Contracte wesentlich unterscheiden. Wenn man nun das Wechselgeschäfte wirklich in dieser neu geformten Assignation darstellen wollte, so würde dadurch nichts gewonnen werden, weil diese ursprünglich doch wieder aus dem Wechsel-Institute hergeleitet werden müßte, und daher im Grunde immer ein Wechselgeschäfte bliebe, auf welches das gemeine Recht nur angewendet würde. — Diese Irrthümer ausgenommen, die man dem Verf. wohl nicht sehr hoch anrechnen darf, weil auch die meisten Wechselrechts-Schriftsteller vor ihm von den nämlichen, oder doch nicht viel Besseren Ansichten ausgegangen sind, ist das Werk, auch in Beziehung auf das Wechselrecht sehr brauchbar, und die praktischen Sätze, die in dem 2—5. Hauptstücke nach dem Wechsel-Patente vom 1. Oct. 1763 abgehandelt werden, sind ganz den positiven Gesetzen gemäß, obschon sie mit der erst erörterten Theorie der Wechsel-Contracte sich nicht in Einklang bringen lassen. Im 6. Kap. muß Rec. be-

merken, daß er den unregelmässigen Giro, in dem Sinne, wie ihn der Verf. §. 118 annimmt, gar keinen Giro, sondern nur eine gemeine Cession des Wechsels nennen kann. Da nach der Definition des Verfs. vom unregelmässigen Giro derselbe gar kein Wechselrecht wirkt, so kann man auch demselben, §. 116, nicht beystimmen, daß der *nicht auf Ordre ausgestellte Giro* kein förmlicher, (also ein unregelmässiger, welcher nach §. 118 kein Wechselrecht wirken würde,) sey. Denn obgleich der, ohne Ordre girirte Wechsel nun nicht weiter nach Wechselrecht verhandelt werden darf, so haltet doch immer der, diese Gattung des Giro ausstellende Girant im Wege des Regresses seinem Giratar nach Wechselrecht, der den Wechsel nun nicht mehr weiter nach Wechselrecht verhandeln kann. Rec., dem die tiefe Einsicht des Verfs. in das Practische des Wechselrechtes genau bekannt ist, kann dafür bürgen, daß diese Unrichtigkeit nicht so gemeint war, wie sie da liegt; dieselbe scheint vielmehr in den bloßen Worten zu bestehen, was man auch bey aufmerksamer Vergleichung des §. 116 mit §. 118 leicht entdeckt. Die nachfolgenden 5 Hauptstücke des Wechselrechtes sind fleißig und meistens richtig bearbeitet; nur muß man nicht übersehen, daß in der Lehre von den trockenen Wechseln, §§. 143 u. 145, die nämlichen Irrthümer obwalten, welche in nothwendiger Consequenz mit den in dem §. 9 enthaltenen falschen Ansichten von einem trockenen Wechsel sich hier vorfinden mußten. Mit Vergnügen vermist man der besseren Ordnung wegen in dieser Auflage das 22. Kapitel, welches in den früheren von Handlungsgremien handelte, und offenbar in das Handlungsrecht gehört, wo jedoch davon keine Meldung geschieht. Auch das 13. Kap., von dem Mercantil- und Wechselgerichte, ist hier zweckmässig weggelassen, weil es der österr. Privat-Rechts-Praxis angehört. — Ein Werk, wie dieses, muß man gewiß zu den erwünschten Erscheinungen in der österreichischen juristischen Literatur zählen, da die Schwächen desselben weit von dessen Vorzügen überwogen werden, und seine Anlage es vorzüglich zu einem Leitfaden für öffentliche Vorträge, besonders über das Handlungsrecht, eignet, nach welchen der sehr gedrängte Inhalt dem Professor hinlängliche Zeit übrig läßt, eigene Bemerkungen beyzufügen, und so ihn nicht nöthiget, auf der Kanzel als ein bloßes Schulbuch lesendes Automat zu erscheinen. Dazu kommt noch ein sehr reiner und correcter Styl, der wohl auch von dem bekannten belletristischen Geschmacke des Verfs. nicht anders zu erwarten war. Der Druck ist, für ein Real-Schulbuch, und den auf dem Titel angezeigten sehr mässigen Preis, recht gut, und das Papier wenigstens nicht aschgrau und ungleich, wie in manchen un-

serer juristischen Schul- und Hilfsbücher, die doch auf einen Betrag zu stehen kommen, um welchen sie die ärmere Classe der Studierenden kaum anschaffen kann. Auch muß man es sehr zweckmässig finden, daß der Preis auf dem Titel angegeben ist, wie es überhaupt bey allen Schulbüchern zu wünschen wäre, damit doch nicht gewisse *eigen-nützige Buchhandlungen in den Provinzen* hundert Procente auf Kosten der, zum Ankauf dieser Bücher genöthigten jungen Leute bey jedem Exemplare gewinnen könnten. *V. A. W.*

Lebensbeschreibung.

Mein Leben. J. G. Seume. Veritatem sequi et colere, tueri justitiam, omnibus aequae bene velle ac facere, nil extimescere. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen 1815. 285 S. 8.

Seume's vielfache Schicksale, seine nicht geringen Wanderungen, seine wunderbare Gemüthseigenthümlichkeit, schroff, kalt, düster, oft wohl ungemüthlich und unförsam, bey innerer Wärme und viel Gemüthlichkeit, mußten bey seinen nicht geringen natürlichen Gaben und bey mannichfach erworbenen Kenntnissen ihm viele und treue Freunde erwerben, die er denn auch gefunden hat, und die mit inniger Wehmuth seinen Tod beklagten.

Freundes Hand schildert ihn, nachdem Seume selbst den Faden seiner Lebensbeschreibung hatte fallen lassen, S. 184 also: „Seine Selbstbiographie zeigt uns seine Jugend, seine übrigen Schriften zeigen den Mann, und folgende Züge von einer Hand, welche mit Treue zeichnet, werden die Schilderung seines edlen und liebenswürdigen Charakters vollenden. Große Sorgfalt für sein Inneres, wenige für sein Äußeres; ernstes Denken, ruhiges Erwägen und Tiefe des Gemüths; Mangel an Nachgiebigkeit und Reichthum an Nachsicht; Bewusstseyn seines Werthes und Bescheidenheit eines gebildeten Menschen; Freundlichkeit und Liebe im Herzen, oft finster um Stirn und Auge; empfänglich für das Schöne und Erhabene; flammender Eifer für Gerechtigkeit und eine gesetzmässige Freyheit; selbstständig ohne Furcht; bitter gegen Falschheit und Unterdrückung; Haß gegen schlechte Menschen aus Liebe zur Menschheit; — so war Seume.“

Diese Schilderung, zusammengehalten mit seiner Lebensbeschreibung und seinen Werken, oder auch diese nicht einmal gerechnet, wird ihm gewiß auch nach seinem Tode noch Freunde und Theilnahme erwecken, auf eine oder die andere Weise wird er noch gewiß auf manchen einwirken und so sein Leben, welches bey dem zu geringen Ge-

brauche und der oft wechselnden Anwendung nicht gemeiner Kräfte halb verloren und vergendet erscheinen könnte, wie er es selbst in grillenfängri- schen Augenblicken, nach einer Aufserung des Herausgebers S. 283, mag gehalten haben.

Mit Klarheit führt uns Seume sein Jugendleben vor; aus vielen Zügen, so wie aus manchen Erzählungen, welche das Leben und die Gemüthsstimmung seines Vaters betreffen, sieht man deutlich, wie der Grund zu seinem ganzen Leben und allen den Eigenheiten, die ihn auszeichneten, gelegt ward. Am 29. Jänner 1763 ward er geboren, seine Ältern waren ehrliche, nicht unvermögende Landleute in Sachsen. Nur seine Jugendjahre erzählt er uns ausführlich, so wie sein Leben auf der hohen Schule zu Leipzig, wo ihn, nach der Verarmung seiner Ältern, nach dem Tode seines Vaters, der Graf von Hohenthal erhielt, und wahrhaft väterlich und großmüthig für ihn sorgte. Aber Seume zerfiel in seinem Innern mit sich und der Welt, er konnte nicht in Leipzig, nach seiner Überzeugung, fortleben, wenn er *wahr* bleiben wollte, ging daher in die weite Welt und fiel in die Hände hessischer Werber, die eine abschreckende Zeit in der deutschen Geschichte bezeichnen, in welcher die Menschen-Mäkeley aus dem niedrigsten Geize bis zum Verbrechen getrieben ward.

Anziehend erzählt er uns seinen Aufenthalt in Amerika, in dem eben nicht besondere Thaten vollbracht wurden. Über seine Ansichten, die ihn damals vermochten die Kriegsdienste zu verlassen, erklärt er sich selbst sehr bitter S. 172: „mit dem Frieden war alles geschlossen; denn nach unserer alten sogenannten guten Ordnung konnte kein Bürgerlicher in der Regel weiter aspiriren, als bis zum Feldwebel; ein Ehrenposten, dessen lebenslängliche Dauer ich nicht sehr beneidete. Bey uns mußte man Edelmann seyn oder viel Geld haben, um im Staate ein Mann zu werden; zwey Verdienste, deren philosophische Gültigkeit jedem Vernünftigen sogleich in die Augen springt. Zuweilen that Verbindung und Emphelung auch etwas, und noch seltner wurde zufälliger Weise auch wohl wirkliches Talent bemerkt. Im Kriege, wo oft *periculum in mora* ist, und wo man Männer für Amter und nicht Ämter für Männlein sucht, sind die Ausnahmen häufiger und es tritt da, dem Kastengeist zum schweren Ärger, nicht selten das alte primitive impertinente Menschenrecht wieder ein, das jeder nur das gilt, was er werth ist. Doch hat es bey uns noch lange Zeit, ehe es dahin im Allgemeinen kommt: der Mensch gilt durchaus nur das, wozu ihn der Staat stempelt, und es ist keine Gefahr, das Vernunft die Stempelordnung machen und halten werde.“

Wir haben diese Stelle, welche die bitterste

im ganzen Buche ist, hier ausgezogen, um einen Beweis seiner Schreibart auch hier aufzustellen. — Bey seiner Rückkehr aus Amerika entließ er in Bremen der hessischen Zuchtruthe, da sich das Gerücht verbreitet hatte, der Landgraf wolle seine rückkehrenden Krieger nunmehr wieder an Preußen verkaufen. Den Hessen entrann er glücklich, aber dem preussischen Dienste, dem er entgehen wollte, lief er gerade entgegen, indem ihn preussische Werber aufgriffen, als einen hessischen Entläufer nach Emden brachten, wo er *gemeiner* Soldat werden mußte. Sein zweymaliger Versuch zu entfliehen mißglückte auf das traurigste, doch wurde er mit besonderer Schonung behandelt. Gegen eine Verbürgung kehrte er nach Leipzig zurück, und ging nicht wieder in seine traurige Lage. 1793 ging er mit dem General Igelströhm nach Polen, und erfuhr alle die Schrecknisse der polnischen Empörung, wovon er das Merkwürdigste, das er selbst erlebt hatte, in einer kleinen Schrift beschrieb. Dann ging er wieder nach Leipzig, wo er den größten Theil seines Lebens in freundlichen Verhältnissen mit dem Buchhändler Götschen verlebte, dem er bey Herausgabe der deutschen Musterwerke half. S. 242 ist unstreitig ein Druckfehler in der Jahreszahl, indem es heißt, er habe 1780 seine Gedichte herausgegeben.

Von Leipzig aus machte er auch seine vielfachen Fufsreisen, die ihn noch bekannter bey seinen Landsleuten machten, ihm viel Freunde und Anhänger erwarben, so, daß sein Spaziergang nach Syrakus schon 1811 die dritte Auflage erlebte. Im Jahre 1809 befiel den rüstigen und starken Mann eine schmerzhaftige Krankheit, der Blasen-Katarrh, und ehe seine Lage durch eine Pension des russischen Kaisers gesichert werden konnte, starb er am 13. Juny 1810 zu Töplitz, wohin er zur Wiedererlangung seiner Gesundheit vergeblich gereist war. — Wohl niemand wird ohne großen Antheil dieß Leben aus der Hand legen, und wir wünschen ihm viel Leser. — Druck und Papier sind gut, wie man es von der Verlagshandlung zu erwarten berechtigt ist.

Statistik.

Fragmente über Ostindien. Vom Kriegskanzeley-Secretär Gloyer. Altona bey Hammerich 1813 Okt. 310 Seiten.

Bey der Seltenheit englischer Schriften, welche über den Zustand der englischen Herrschaft in Ostindien Licht verbreiten, und bey der fast gänzlichen Unbekanntschaft des Continents mit derselben, können diese an statistischen Daten reichhaltigen Fragmente nur ein sehr willkommene

nes Geschenk seyn. Sie sind dem Hr. Etatsrath und Landschreiber Niebuhr, der vor einem halben Jahrhundert als der meisterhafteste Reisebeschreiber aufgetreten, gewidmet, und sind einen einzigen, dem Dänen leicht verzeiblichen Anfall auf England in der Vorrede abgerechnet, mit großer Wahrheitsliebe und unparteyischem Sammlergeiste abgefälscht. Es ist zu wünschen, daß dieselben die günstige Aufnahme, so sie verdienen, finden, damit der Hr. Verf. sein Versprechen, diesem Bande einen oder ein Paar ähnliche folgen zu lassen, erfüllen könne. Die sieben hier gelieferten Fragmente enthalten: 1) eine historische Skizze des englisch-ostindischen Reichs in den Hauptperioden seiner Vergrößerung, hauptsächlich in Bezug auf die neuern Zeiten; 2) allgemeine Bemerkungen und Reflexionen; 3) kurze Schilderung der Hauptmächte Ostindiens; 4) über die militärische Lage des englischen Ostindiens; 5) über die Finanzen der englisch-ostindischen Compagnie und ihres Reichs; 6) über die Civilverwaltung des englischen Ostindiens; 7) Erinnerungen an die Unternehmungen der Franzosen in Ostindien, und im ostindischen Handel.

Da die wichtigsten Abschnitte im beschränkten Raume dieser Blätter keinen ordentlichen Auszug gestatten, zeigen wir nur einige dem Verf. angehörige Zusammenstellungen an. Darunter gehört im zweyten Fragmente die Parallele zwischen Frankreichs Suprematie in den letzten Jahren in Europa und Englands beherrschender Gewalt in Indien, der Unterschied des Geistes indischer Despoten auf der West und Ostseite, der Vorzug des brittisch-indischen Reichs vor seinen Nachbarn durch die Grundzüge europäischer Organisation, die Schilderung des Äußeren und Inneren dieses Reichs, die Vergleichung des traurigen Zustandes der Gegenwart mit dem politischen Glücke zu dem diese Länder von der Natur bestimmt scheinen, die ungegründete Besorgnis, daß die in Indien klimisirten Engländer je an eine Losreißung vom Mutterlande denken werden, dem nur allein der Ehrgeitz eines Generalgouverneurs gegründete Besorgnisse einflößen könnte. Die Hauptmächte Indiens sind heute: die *Afghanen* deren Reich seit der Entthronung Semanscha's i. J. 1804 unter den Verwandten desselben getheilt, den Engländern wenig gefährlich ist. Als Vormauer wider dasselbe ist das demokratische Reich der *Siiken* zu betrachten in den Provinzen Lahor, Muttan und Sind. Die gefährlichsten Nachbarn der Britten sind ungeachtet der Verluste, welche *Schindia* und *Holker* erlitten noch immer die *Mahratten*: die Politik ihrer in einander mannigfaltig verwirrt gelegenen Staaten, vereinigt sich zu *Punah*, der Residenz des *Pischwa* oder erblichen Großwesirs, der (im Namen des Radscha von Sattara) für den ei-

gentlichen obersten Regenten gilt. Verbündet hingegen mit den Britten ist der *Nisamolmulik* oder sogenannte Subahdar von Dekkan. Noch weniger hat das brittische indische Reich vom benachbarten *Aka* vom Priesterstaate des zwiefachen *Tibet* und von kleinen Radschas, wie die von *N. pal*, *Butan*, *Gorka*, *Ceman* und *Sininagur* zu befürchten. — Die Militärmacht des brittischen Reichs in Indien wird angeschlagen auf 117,900 Mann; seit 1802 besteht das Royal Military College zu Calcutta, und die Compagnie kann auch junge Leute nach dem Royal Military College zur Bildung schicken. Diese beyden militärischen Collegien stehen sich beyläufig gegenüber, wie die beyden, für die wissenschaftliche Ausbildung in den orientalischen Sprachen zu Calcutta und Hartford gestifteten, nur mit dem Unterschiede, daß bey den beyden ersten das englische, bey den beyden letzten das indische das vorzüglichere ist. Die brittisch-indische Kriegsmacht reicht zwar hin, den Colonienstaat zu beschützen, und allen indischen Mächten Gesetze vorzuschreiben, kann aber wegen der Entfernung allein zum Schutz des Mutterlandes nichts beytragen. In dem Fragmente über den Finanzzustand werden sehr umständliche Tableaus der Einkünfte und Ausgaben der Präsidenschaften von *Bengalen* oder Fort William, *Madras* oder Fort St. George, *Bombay* und *Benkulen* geliefert, woraus, so wie aus der in der historischen Skizze gegebenen Balance die Richtigkeit des Verhältnisses der Staatseinkünfte und Ausgaben zu der Größe und Volksmenge des Reichs hervorgeht. Die indischen Finanzen stehen unter der obersten Aufsicht des Parlaments, wie die des Mutterlands, die Genauigkeit und Regelmäßigkeit in der Administration, nimmt von oben ab, nach unten zu. In den oberen Stellen traget die indische Finanzverwaltung den Charakter einer europäischen in den unteren den orientalischer Erpressung. Nach dem Rechte der *Hindu*, wie nach dem der *Moslimen* ist das Grundeigenthum stets heym Fürsten. Die Civilverwaltung der indischen Provinzen ist nur der Schatten der vortrefflichen Staatseinrichtungen Schah *Akbar's*, den der Verf. nebst *Nuschirwan* in dieser Hinsicht als einzig aufstellt, denen aber wohl auch *Sulciman Canuni* an die Seite gesetzt zu werden verdient. Die verschiedenen Benennungen und Abstufungen der verschiedenen Ämter werden deutlich auseinander gesetzt, und was Rec. nicht anders als mit großem Beyfalle bemerken kann, nicht nach der gewöhnlichen für deutsches Auge nicht richtig lesbaren englischen Orthographie, sondern nach der richtigen Aussprache in deutschen Lauten, mehr Ausnahmen abgerechnet, wie z. B. Scindiah i. *Schindia*, Nizam i. *Nisam*, Sikpai i. *Sipahi*, Sihr Mutakhirin i. *Sir Mutachirin* u. s. w.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 63.

Dienstag, den 9. August

1814.

Geschichte.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Vierter Jahrgang. Wien, im Verlage bey Anton Doll. Mit dem Portraite des Erzherzogs Rainer. 300 S. 8.

Mit wahren Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung eines Werkes an, welches mehr ist, als sein bescheidner Titel verspricht, und mit jedem Jahre an innerm Gehalt gewinnt.

An der Spitze des gegenwärtigen Jahrgangs erscheint Markgraf Leopold, der Erlauchte, von Caroline Pichler, geborne von Greiner. Es ist mehr als poetische Gluth; es ist die heilige Flamme des Vaterlandes, welche das Herz des Lesers bey der Betrachtung dieses Gedichtes erwärmt, das die Verleihung Österreichs an das Haus Babenberg darstellt, und die hohe Prophezeung begeistert verkündigt: Österreich werde der Christenheit mächtiges Bollwerk werden. Das Wort ist erfüllt; und mit Recht ist der Österreicher auf sein Vaterland und auf seine Fürsten stolz.

II. *Ueber die wechselseitigen Verpflichtungen der Oesterreichischen Völker. Eine Rede, gehalten am Restaurationsfeste der hohen Schule zu Wien 1812, in Gegenwart des kaiserl. Hofkommissärs Sr. Exc. des Hochgebornen Herrn Aloys Graf von Ugarte, böhm. obersten und österr. ersten Kanzlers, Großkreuzes des kön. ungr. St. Stephan-Ordens etc.* Von J. W. Ridler, Decan der philosophischen Facultät. Ein würdiges Thema zu einer akademischen Rede; und, so weit es die ihr bestimmten Schranken erlaubten, trefflich ausgeführt. Schon unter Stephan I. wirkten Deutsche mächtig auf Ungern ein. Den Überschwemmungen der Mongolen stellten Jaroslav von Sternberg, König Wenzel von Böhmen, und Friedrich der Streitbare einen festen Damm entgegen, und retteten Ungern und Deutschland vor Sklaverey und Barbarey. Deutsches und Böhmisches Blut floß in der Folge zur Befreyung Ungerns vom Joche der Osmanen. Aber auch die Ungern blieben nicht undankbar, sie bezahlten die

Achstes Heft.

alte Schuld am großen Tage, dem 11. Sept. 1741 an die große Mutter Maria Theresia, und auf den Feldern von Pfafenhofen, Planian und Aspern. Doch wir verweisen auf die kraftvolle Rede selbst, und erlauben uns nur eine Stelle auszuheben, welche am Tage, da die Rede selbst gehalten wurde, für dunkle Ahndung gelten möchte. „Dieser Fürst, (Mohamed, der Sultan von Chowaresme) erfuhr schrecklich die Hinfälligkeit irdischer Größe. Er, der in den Tagen seines Glückes und Ruhmes von 27 Königen oder Königssöhnen sich bedienen liefs, entrann an den Küsten von Masanderan mit Mühe den Pfeilen der Mongolen, und rettete sich auf eine wüste Insel im Caspischen Meere, wo er, von allen Menschen verlassen, im Kampfe mit Mangel und Dürftigkeit seine Tage beschloß. Ein lehrreiches Beyspiel für das übermüthige Schoofskind des Glückes; ein trostreiches für weinende Völker. Wer das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung überhört, der ist, gleich Mohamed, gerichtet.“

III. *Lobgesang auf die h. mährischen Apostel, Cyrillus und Methodius, von J. G. Meinert.* Die frommen Missionarien, welchen die Slaven ihre erste Buchstabenschrift verdanken, sind eines Hymnus werth.

IV. *Spaziergang an die Lunzerseen. An Caroline Pichler, geb. von Greiner, von J. W. Ridler.* Die romantische Gegend ist nur erst durch die großen Freunde der Natur, die Erzherzoge Rainer und Ludwig berühmt geworden. Dem Spaziergange selbst wufste der Hr. Verf. durch seine Bemerkungen über die Karthause von Gaming, und den Zweck ihrer Stiftung; den Vandalismus, womit man oft bey Aufhebung der Klöster verfuhr; Wirthschaft auf Kameralherrschaften; Waldfrevel an Gebirgswänden etc. noch ein eigenes Interesse zu geben. Auch die Worte des sterbenden Sehers Theokles lasen wir mit Theilnahme auf unser großes Vaterland angewandt: „Nicht immer wird Teutonia weinen; ein freyes und einziges Volk wird einst noch Deutschlands gesegnete Fluren bewohnen.“

V. *Kriegslist des gefangenen Koranda, von J. G. Meinert.* Die unüberwindlichen Burgen der mächtigen Rosenberge, Groß- und klein-Priebenitz,

fallen durch den kühnen und listigen Taboriten und vierzehn Gefährten seines Unglücks und seines Muthes. Sehr interessant.

VI. *Wohlthätige Frauen aus älterer Zeit*, von J. G. Meinert. Eine herrliche Parallele zu der schönen Erscheinung unsrer Zeit! Die edlen Seelen der vorigen Jahrhunderte sind: Katharina, Gräfinn von Montfort; Maria Maximiliana Gräfinn Hohenzollern, und Franciska Gräfinn Meggau. „Friede sey mit ihrer Asche und mit ihrem Andenken, lebendig ihr Geist unter allen ihren Landsmänninnen bis in die späteste Zukunft!“

VII. *Joseph II. und Voltaire*, von J. W. Ridler. Der große Monarch sah den Philosophen von Ferney nicht. Es war dabey mehr Zufall als Absicht. Tief fühlte sich durch diese Vernachlässigung Voltaire; tief fühlten sich die französischen Schöngelichter beleidiget, und suchten sich zu rächen. Tantaene animis coelestibus irae.“

VIII. *Der Kärntnerische Herzogstuhl*. Ottocar's von Horneck Schilderung der seltsamen Feyerlichkeit verdiente allerdings einen Platz in einem historischen Taschenbuche.

IX. *Oesterreichs Adlergejauchze und Wappengruss in Krieg und Sieg*. 1813. Von Clemens Brentano. Eine lebensvolle Dichtung zur Feyer der neuen Verherrlichung Oesterreichs.

X. *Oesterreichische Kriegsscenen*, von J. W. Ridler. Tyrtacus — mares animos in martia bella — Versibus exacuit. — Was der Grieche auf den Schwingen der Dichtkunst bewirkt hat, sucht Ridler auf dem Pfade der Geschichte zu erreichen; und gewiß nicht ohne Erfolg. Man kann diese oft wahrhaft Spartanischen Scenen nicht lesen, ohne lebhaft davon ergriffen zu werden, und tief zu fühlen, daß nichts schändlicher sey als Feigheit, und nichts schöner als kämpfen und sterben für das heilige Vaterland. Das Probestück aus der noch ungedruckten *Geschichte der österreichischen Landwehr*, gibt uns ein Recht, den Verf. aufzufordern, das Ganze bald erscheinen zu lassen. Wir erlauben uns dabey nur noch den Wunsch zu äußern, daß es demselben gefallen möchte, uns über die Quellen, aus welchen er schöpfte, offen zu belehren. Die Thaten, welche er uns erzählt, erheben sich theils schon an sich, theils durch das Feuer, womit er sie vorträgt, zur Sphäre des Aufserordentlichen. Mit Beruhigung und Vergnügen würde daher der denkende Leser oft die Wahrzeichen erblicken, daß er noch immer auf historischem Gebiete wandle.

XI. *Nachrichten über Thaddäus Hänke*, von J. W. Ridler. Auch Böhmen hat einen Alexander von Humboldt an seinem Hänke. Er machte die Weltreise mit dem spanischen Capitän Malaspina, kehrte aber nicht mit ihm nach Europa, sondern blieb in Amerika zurück. Dort wandert er seit 24 Jah-

ren das unermessene Land von Buenos Ayres durch die Pampa's und über die Cordilleras nach Mexiko hinauf; ein wohlthätiges Wesen den Barbaren und Halbbarbaren, ein Eroberer im Reiche der Wissenschaften, besonders der Natur- und Völkerkunde, wenn die Vorsehung ihn und seine Schätze uns erhält. Seine letzten Briefe, die nach Europa kamen, sind an seine Mutter vom 15. Febr. und an seinen Bruder (Rittmeister und Escadrons-Befehlshaber bey dem zweyten Dragoner-Regiment Erzherzog Ferdinand) vom 20. May 1800, jener zu Cochabamba im Königreiche Buenos-Ayres, dieser zu Francisco Xavier in der Landschaft Chiquitos geschrieben.

XII. *Das Cetische Gebirg*, von J. W. Ridler. Es ist der heilige Boden für die österreichische Geschichte von den Tagen der Römer, welche die Aquae Cetiae schon kannten, bis zu den Tagen von Aspern. Historische Blicke durch alle Jahrhunderte auf einer Warte dieses Gebirges.

XIII. *Erinnerungen aus der Vorzeit der vaterländischen Geschichte*, von J. W. Ridler. 1. *Der erste Kampf der Römer mit den Germanen*. 2. *Caesar in Illyricum*. 3. *Die Eroberung von Metulum*. Der Herr Verf. zweifelt S. 300, ob die österreichische Jugend, welche über den tapfern Widerstand von Sagunt und Numantia gewiß belehrt wird, den Heldentod der Einwohner von Metulum kenne; und rüget es S. 294, daß noch kein Österr. Schriftsteller die illyrische Geschichte Appian's, welcher doch Octavian's Commentarien beynahe abgeschrieben hat; und den Theil Strabons, welcher von Oesterreich handelt, bearbeitet und mit Anmerkungen begleitet, herausgegeben hat. Irren wir uns nicht, so dürfte sich diese Vernachlässigung wohl erklären lassen. Appian hat als Geschichtschreiber keinen großen Namen. Er hat Octavian's Commentarien in seiner Illyrike wohl benützt, aber gewiß nicht abgeschrieben. Hätte er doch das letztere gethan, so würde sein Werk einen ungleich höhern Werth haben, es würde vollständiger, und besonders in topographischer Rücksicht bestimmter seyn. Wo liegt Terponos? wo Metulum selbst? Appian sagt uns nur, daß Cäsar von jener Stadt aus gegen diese rückte; und daß sie die Hauptstadt der Japoden war, auf zwey Hügeln eines hohen Waldberges gelegen, welche durch ein enges Thal von einander getrennt waren. Er nennt uns nicht einmal den Bergstrom, an welchem sie lag, und gewiß lag sie an einem. Oder führt uns etwa Strabo und Ptolemäus sicherer und näher dahin? Der kühnste Geograph getrauet sich wohl kaum mehr zu behaupten, als daß Metulum im heutigen Krain lag. Ridler selbst, welcher ihre Lage östlich vom Lugeischen See bezeichnet, will damit wahrscheinlich auch nicht mehr sagen.

Ferne sey es jedoch von uns, den Wunsch des

Hrn. Verss. zu mißbilligen, da wir dasselbe wünschen. Man wecke den Geist der Vorwelt aus dem Grabe; spüre den Begebenheiten und Denksteinen des heiligen Alterthums sorgfältiger nach, und lasse unsre Jugend, wie Hamilkar seinen Sohn, bey den Altären und Mahlhügeln der Urahnen ewige Treue dem Vaterlande schwören. Das Johanneum wird dazu beytragen.

Philologie.

Plutarchi Agesilaus et Xenophontis Encomium Agesilai. In scholarum usum edidit notis et indice illustravit *Detlev Car. Guil. Baumgarten-Crusius*, Gymnas. Mersburgensis Conrector. Lips. in bibliop. *Gerh. Fleischeri* jun. 1812.

Plutarchi Chaeronensis vitae Timoleontis, Gracchorum et Bruti: animadvers. instruxit Fridr. Wilh. Fabrici Darmstadiensis. Lipsiae sumpt. *Schwickerti.* 1812.

Die Schulmänner kommen mehr in der Überzeugung überein, daß Plutarchs Lebensbeschreibungen unter die Schriften gehören, welche hauptsächlich den jungen Leuten, die sich dem Studium der griechischen Sprache widmen, in die Hände gegeben werden sollen, als sie nach den erschienenen Handausgaben in der Methode eins sind, wie dieses am besten geschehe. Vor allen Dingen muß man jenen Unterschied zwischen statarischer und cursorischer Lectüre, welchen Jo. Matth. Gesner in der Vorrede zu seinem Livius so richtig auseinandersetzt, scharf in's Auge fassen. Wenn die cursorische Lectüre dazu dienen soll, sich einen Schatz von Wörtern in der fremden Sprache zu sammeln, von der Sprache sich ein Bild in grossen Umrissen einzuprägen, und dabey Sachkenntnisse sich zu erwerben, so eignen sich hierzu fast allein Geschichtschreiber. Diese würden wir daher nie zur fortgesetzten statarischen Lectüre empfehlen, sondern dazu Dichter und Philosophen wählen, versteht sich, wenn die ersten Grundlagen gelegt sind. Dieß angenommen, ergibt sich, daß man an einen Geschichtschreiber erst dann gehen muß, wenn man gehörig vorbereitet ist, ihn schnell zu verstehen, und daß man in der Wahl derselben hauptsächlich Stufenfolge halten muß. Hat man von dem vortrefflichen griechischen Lesebuch von Jacobs, einen Theil höchstens (nur um des Himmelswillen nicht alle, denn nichts ist erschlassender als ein langes fragmentarisches Lesen!) durchgegangen, so kann man bald zum Herodot übergehen, und dieser beschäftigt lange; die

statarische Lectüre bietet bey ihm der cursorischen die Hand. Um den attischen Dialekt kennen zu lernen, kann man den Xenophon lesen, Herodian folgen lassen zur Bekanntschaft mit dem gemeinen Dialekt, und nun scheint uns erst Plutarch in die Reihe treten zu können; jetzt erst, weil sein Periodenbau oft gewunden, und seine Darstellung der Geschichte oft mit Reflexionen durchwebt ist; statarisch darf er aber nicht gelesen werden, weil sein Detail sonst ermüdet und den Überblick verhindert. Hieraus ist klar, wie eine Ausgabe beschaffen seyn muß; die gewählten Lebensbeschreibungen müssen das junge Gemüth eben so anziehen, als entzünden, die Anmerkungen die Hauptschwierigkeiten der Sprache lösen, übrigens wenig über die Abweichungen anderer Geschichtschreiber über dieselbe Begebenheit, und dieß nur Andeutungen für den Lehrer, sonst kein das Buch blühender Vokabeln-Index, der nur ein Behelf für die ersten Anfänger ist.

Über Nro. 1 haben wir schon das Wort gesprochen, wenn wir behaupten, daß Hr. Baumgarten-Crusius gegen alle diese an eine Schulausgabe gemachten Forderungen gefehlt hat. Zuerst die Wahl der Biographie — das Leben des Agesilaus, wie kann dieser kalte, strenge, obgleich sonst achtungswerthe Lacedämonier das junge Gemüth mit Begeisterung erfüllen? Und dem ist noch beygefügt die Xenophons Namen erborgende Prunkrede auf Agesilaus — nämlich zur Vergleichung mit Plutarch. Dergleichen Vergleichungen werden von der Jugend gar nicht gemacht. Ferner wenn wir sagen: die Xenophons Namen erborgende Prunkrede, so können wir unsere Verwunderung nicht genug darüber ausdrücken, daß viele Gelehrte, wie Zeune, Weiske, aus ehrwürdiger Scheu vor Überlieferungen nicht gleich am Gepräge die falsche Münze erkennen, nachdem vollends der scharfsinnige Valckenar ad Herod. III. 134. und in diatrib. in Eurip. peditorum dramatum reliq. p. 266 so wie der nicht minder heilsehende Wolf. ad Reiz. commentat. de pros. gr. accentus inclinatione p. 89 laut daran gemahnt haben. Denn ohne uns in die Sprache einzulassen, deren Mängel hier darzulegen nicht der Raum ist, erinnern wir nur, wie schon das Ganze, in seiner Folge übersehen, das Werk eines Declamators ankündet, der sich einen Stoff auserlesen, an dem er seine Rednerey üben konnte. Es hebt an mit dem Lobe der Geburt, des Adels des Agesilaus, hierauf werden seine Tugenden nach den Rubriken der 4 Cardinaltugenden durchgegangen, wo denn unter der Tapferkeit ein kurzer Auszug seiner Waffenthaten aus Plutarch und Xenophons Geschichte prangt, nun reiht sich die Musterung seiner geselligen Eigenschaften an, dann allerley Reflexionen, selbst Vergleichung mit den Persern, wie schätzbar diese Eigenschaften um

so mehr waren, da sie durch eigene Thätigkeit erworben wären, am Ende eine Recapitulation mit einer Menge Fragen, und in diese, alles Musterhafte erschöpfenden Formen wird ein Mann geprefst, dessen Fehler Xenophon nur zu gut kennen mußte. Zweytens, die Anmerkungen dieser Ausgabe betreffend, so sind sie größtentheils geschichtliche Parallelstellen, oder Abweichungen anderer Schriftsteller ausführlich abgedruckt, welche zwar von Fleiß zeigen, aber mehr dem Geschichtsforscher nutzen; in grammatischer Hinsicht viele überflüssige Noten, zum Schlufs ein weitläufiger Index, der aber nicht einmal darin zweckmässig ist, dafs er von jedem Worte zuerst die eigentliche Bedeutung gibt. Zwar sind wir auch auf manches Gute in den Anmerkungen gestossen, allein diefs dient mehr dem weitergehenden Lehrer, als dem Schüler. Hier nur zum obigen einige Beweise. C. II. §. 2. ἀπαγορεύοντος, cum nullum laborem detractaret vel nullo labore defatigaretur: hier wird zwischen beyden Erklärungen die Wahl gelassen, von dieser aber kann nicht die Rede seyn, sondern nur die erste gelten, weil gleich dabey steht διὰ τὴν χολότητα, wegen der Lahmheit. — C. 16. §. 1 wird nicht ganz entschieden, ob die Τράλλεις ein besonderes Volk waren, oder eine Gattung thrazischer Söldner, welche diesen Namen führten. Aber sie konnten nichts anderes seyn als eine besondere Truppengattung, (wie bey uns etwa Husaren, Uhlanen) wie hätte sonst Plutarch hinzufügen können οἱ καλούμενοι, wenn auch nicht die (auch hier angeführten) Stellen Diod. XVII, 65. Herod. VII, 110 sq. (welcher sie nicht unter den thrazischen Völkerschaften nennt) dafür zeugten. — C. 21 §. 2 παίδων καὶ παρθένων ἀμύλλαν carmina intellige, quae virgines lectae puerique casti, ut Horatius in carmine saeculari canebant; wir begreifen nicht, warum ἀμύλλα in uneigentlicher Bedeutung, da die eigentliche (Kampf) hier paßt. p. 25 ἀλλ' ὅπως αὐθις οὐκ ἀποδειλάσεις, wozu die verlegene Ellipse βλέπε, ὄρα, vel ejusmodi quidem (v. Lamb. Bos. p. 589 et 651) wobey nicht nur nichts herauskommt, wie bey manchen andern Ellipsen unschädlicher Art, sondern sogar etwas Falsches; wenn wir nun im Deutschen verbietend und warnend zugleich sagen: aber dafs du nicht wieder schüchtern zurücktrittst, statt: du mußt aber nicht u. s. w. würde denn hier eine Ellipse: sieh dich vor, nimm dich in Acht, nicht ganz wunderbar seyn? — C. VII. §. 1 ὡς ὄνομα μὲν καὶ σχῆμα τῆς στρατηγίας τὸν Ἀγησίλαον ἔχοντα διὰ τὸν νόμον, ἔργον δὲ κύριον ἀπάντων — τὸν Ἀυσάνδρον. Die Lesart ἔχοντα statt ὄντα hat Reiske nebst vielen andern vorgeschlagen, und Hr. B. hat sie aufgenommen, wir glauben aber, dafs ὄντα sich recht gut zu σχῆμα paßt, welches die äufsere Haltung bedeutet, und hier den Sinn der Repräsentation in sich be-

greift: liest man ὄντα, so ist nicht nöthig es bey κύριον ἀπάντων zu suppliren, doch würde diefs allein, wie wir wohl bemessen, keinen triftigen Grund für die Lesart abgeben; aber eine genaue Kritik muß von dem Grundsatz ausgehen, nur dann die aus den Mss. entlehnte Lesart zu verwerfen, wenn sie der Sprache oder dem Sinne zuwider ist: leider folgt man jetzt oft zu sehr einem Einfalle bey Abänderung des Textes! — p. 61 ist ἦσος unrecht durch γήσος verdrängt: γήσος ist poetisch und drückt einen hohen Grad der Freude aus. II. η. 127. ἦσος aber entspricht bey uns der aus dem Charakter hervorgehenden Fassung an dieser Stelle; denn ἦσος seiner Grundbedeutung nach *Gewohnheit* ist dann insbesondere sittliche Gewohnheit, und bezeichnet alles, was auf sittlicher Gewohnheit beruht, daher Charakter und die Äusserungen desselben. — Ferner muß p. 62 §. 2 der Artikel τῶν vor κατὰ πόλεμον wiederhergestellt werden, weil man bekanntlich sagt, τὰ κατὰ πόλεμον, Kriegsangelegenheiten, und hier im Gegensatz der nachherigen τῶν πολιτικῶν. p. 70 ist der Zusatz ἦν Θουκυδίδης γέγραφε nothwendig zur Bezeichnung τῆς ἐν Μαντείᾳ μάχης, und zum Unterschied von der des Epaminondas, wenn auch keiner sie mit dieser verwechseln würde: dieser Zusatz ersetzt das, was bey uns die Jahrszahl thut. So viel möge zur Probe genügen, das ganze wäre vielleicht zu viel in Verhältniß gegen diese Ausgabe, wenn es nicht zugleich gegen alle Bearbeitungen solcher Art, wie wir sie denn noch schlechter als diese im Fache der alten Sprachen aufzuweisen haben, gerichtet seyn sollte. Zugleich wollen wir aber dadurch anerkennen die Verdienste von Nro. 2. Dem Herausgeber dieser Ausgabe, Hrn. Fabrici kann man durchaus nicht philologisches Talent und Studium absprechen, nur wünschten wir eben deswegen, dafs er nicht Biographien gewählt hätte, die schon von Bredow nicht unglücklich herausgegeben sind und uns mit einer Bearbeitung von denen Biographien, welche trotz ihres Interesses noch sehr der Erklärung bedürfen, beschenkt hätte. Daher finden wir denn die Anmerkungen seiner Vorgänger theilweise wörtlich wiederholt, und da die Anzahl noch nicht aufgehellter Stellen geringer ist, die eignen Bemerkungen, so als Resultate einer schönen Belesenheit aufgestellt, dafs sie auch jedem andern Schriftsteller beygegeben werden können. Darum aber wollen wir Hrn. F. nicht absprechen, bey mehreren Stellen von der Ansicht der frühern Ausleger abgegangen und sie berichtigt zu haben. Wir erlauben uns insofern nachstehende Bemerkungen. Timol. C. II. p. 2 ist ἐβουλεύοντο statt ἐβέλοντο vorgeschlagen, welches viel für sich hat, und von Kaltwasser schon in die Übersetzung aufgenommen ist. Man findet beyde häufig von den Abschreibern

verwechselt. — C. III ist *γενόμενον* gut vertheidigt. — C. IV (leider! sind keine Paragraphen beygesetzt) sind die Citate, welche bey *ἔτυχεν* — *καταλαμβάνει* von der *variatio temporum* angeführt werden, hier nicht an ihrem Platz, indem einige, wie Ducker ad Thucyd. II, 44. auf die Verwechslung des praes. und futur. Bezug haben, hier hingegen der sonst nicht ungewöhnliche, da nur schnellere Übergang aus dem praeterito in das praesens, welcher immer sehr zweckmässig ist: *ἔτυχεν τεταγμένος*, Timoleon war gerade aufgestellt, — den Timophanes trifft aber (plötzliche Gefahr!) folgender Zufall. — C. VII *τόραννον ἀνηρηκέναι δόξομεν* halten wir die Weglassung des pronom. *σε* in der construction des accus. cum inf. für nicht gebräuchlich, indem sie nur dann Statt findet, wenn das Subject dasselbe ist; daher schieben wir mit Reiske (dessen Autorität beyläufig gesagt, gerade in solchen Dingen von Gewicht ist) *σε* ein, nur nicht nach *τόραννον*, sondern nach *ἀγωνίσθη*, von dessen Endsylbe es unserer Meinung zu Folge verdrängt ist. — C. XI, sind die Citate verschwendet über den infinitiv *καταλύειν*, da der infinit. praes. zugleich den Charakter der Unabhängigkeit von der Zeit hat, aus welchem Grunde er auch substantive gebraucht werden kann, und das latein. gerundium vertritt. — C. XIII. wird um die bekannte Umschreibung der Person mit *οἱ περί* und *οἱ ἀμφί* zu zeigen, eine ganze Stelle aus Hermann. ad Vig. idiotism. p. 700 gezogen, ohne das sie dadurch klarer wird. Bey dieser Stelle wollen wir bemerken, das im Herodot diese Umschreibung auch sonst, ausser dem citirten I, 62, und so vorkommt, das nur die einzelne Person verstanden werden kann, wie Her. V, 65. *οἱ ἀμφί Κοδρόν τε καὶ Μιντανθόν*, daher wir Hermanns Änderung in I, 62. *οἱ ἀμφί Πεισίρατον ὡς ὀρηθέντες*, — *ἀπινύεται* — *ἔδετο* für nicht nothwendig halten. Zur Erklärung dieser Construction aber setzen wir zu dem, was schon sonst gesagt ist, hinzu, das diese Umschreibung hauptsächlich nur von angesehenen Personen im Gebrauch und also hervorgegangen ist aus der in den alten Freystaaten stattfindenden Sitte, das achtbare Männer immer von mehreren ihrer Clienten oder Anhänger begleitet, öffentlich erschienen, und so mit diesen gleichsam Eine *bürgerliche Person* (in politischen Grundsätzen, im Stimmgeben) ausmachten. Selbst im Homer, dem sie Hermann abspricht, ist in II. γ. 146 eine große Annäherung, obschon man an die Begleiter denken kann. — C. XVII wo *μυριάδας* *ἔξ* die Aufmerksamkeit der Ausleger auf sich gezogen hat, indem die Unmöglichkeit in alter Zeit, 60,000 Truppen auf 150 Schiffen zugleich mit der Bemannung und dem nöthigen Proviant einzuschiffen, einleuchtet, hat Hr. F. scharfsinnig *δύο* statt *ἔξ* conjicirt, indem in den alten Mss. nach Bast in der vortrefflichen comment.

Palaeogr. ad Schaef. edit. Greg. Corinth. de dial. p. 850 die Zahlzeichen *στ'* und *β'* fast gar nicht unterschieden sind. — C. XIX wird bey Erklärung von *πανόργος*, qui ad quidlibet audendum et faciendum paratus est, das bey Äschyl. Prom. vs. 5 vorkommende *λεωργός* von *λεῖος*, was im Äolischen Dialekte *πάνν* bedeutet, abgeleitet, wodurch denn die Erklärung des Suidas *πανόργος* und des Etymol. *παντόλμος* bestätigt wird, auf diese letzten ist aber bey Citation der Stelle nicht Rücksicht genommen, sondern nur auf die des magern Scholiasten des Äschyl. cf. Schütz ad h. l. — In demselben Capitel tadelt Hr. F. mit Recht, das Lobbeck in seiner Ausgabe von Sophocl. Ajac. v. 674 in der vielfach besprochenen Stelle:

δεινῶν τ' ἄμμα πνευμάτων ἐποίμισε λείων statt *δεινῶν* in den Text gebracht hat, denn wir haben immer mit dem Schol. *δεινῶν πνευμάτων* scil. *ὑπὸ* mit *γενόντα πόντον* verbunden, so das der Gegensatz *ἄμμα* i. e. *πασαμένη πνοή* ist. — C. XXVI wird in *τὸν* — *δεῖσθαι τοῦτον τοῦ σελίνου, τοῦτον* nach unserm Bedünken gut gerechtfertigt. — C. XXX ist die Conjectur der Dacier *Γεράς* für *Γεράς*, welche von mehreren angenommen ist, weil dies ein bekanntes Städtchen in Sicilien ist, das noch jetzt Jato heisst, treffend getadelt, weil dann nicht Plut. *αἱ καλέμεναι* (sogenannt) hätte sagen können: bekanntlich wird in dieser Redensart *οὕτω* ausgelassen. — C. XXXI. Bey *ἔλεγείον* bemerken wir noch, das dies ein mit einem Pentameter verbundener Hexameter ist, was gewöhnlich bloß *δίσιχον* heisst; jene Ableitung aber von *ἔ* *λέγειν* (Laut des Klagenden) ganz unstatthaft ist, auch ist Horat. de arte poet. mit Unrecht herbegezogen, denn da dieses Versmaß wegen des mildernden Pentameters nicht das Hochtrabende, Fortreisende des ununterbrochenen Hexameters hatte, so wurde es unter andern auch zu Gedichten wehmüthigen, sehnsüchtigen Inhalts gebraucht. So geht *ἔλεγείον*, wie wir sehen, nur auf die Form, nicht den Inhalt; ein solches Gedicht selbst aber wird gewöhnlich *ἔλεγος* genannt. Hieraus wird auch klar, warum der Begriff der Alten von Elegie ganz verschieden ist von dem der neuern Dichter, oder das diese jenen falsch aufgefasst haben, (verstehet sich mit Ausnahme von Göthe), denn gerade bey den ältesten Elegikern ist es nichts weniger als ein Klaggedicht, und das müßte es doch eben bey diesen seyn, wenn jene Ableitung des Wortes von *ἔ* *λέγειν* gegründet wäre, weil die Etymologie nicht auf den spätern sondern nur den frühern Gebrauch eines Wortes sich stützen kann. — Brut. c. I. *ὑπὸ μάλης* h. e. occulte. Possis etiam proprie intelligere: sub mala, sub brachio. Wir können hierbey die Bemerkung nicht unterdrücken, das auch berühmte Philologen dem Leser nicht selten die Wahl zwischen zwey auch mehreren Auslegungen lassen,

ohne für die eine oder andere durch Gründe zu entscheiden: für geübtere, welche das rechte Urtheil dazu bringen, hat es keinen Nachtheil, wohl aber einen großen für Anfänger, weil es diese zu schielenden und oberflächlichen Erklärungen verleitet. Genau genommen kann bey guten Schriftstellern nur immer *eine* die wahre seyn, nämlich die den Gedanken des Schriftstellers trifft. Hier ist auf alle Fälle die eigentliche Andeutung die wahre, wie aus dem beygefügteten λαβών auch erhellt, (er nahm den Dolch unter den Arm.) die zweyte uneigentliche liegt von selbst darin. Eigentlich steht es eben so auch bey Plat. Gorg. ed. Steph. p. 469. D.; dagegen uneigentlich Demosth. p. 514 §. 18. οὐδ' ὑπὸ μάλης ἢ πρόκλησις γέγονεν, ἀλλ' ἐν τῇ ἀγορᾷ μέσῃ cf. F. Hemsterh. ad Lucian. p. 375. Suid. h. v. — Was die Abstammung des Marcus Brutus von jenem Lucius Junius betrifft, so konnte sie selbst in Cicero's Zeitalter nicht bestimmt ausgemittelt werden, da dieser in eine zwischen dem mythischen und reinhistorischen Zeitalter schwebende Periode fällt, und überdiess überzeugende Beweismittel die Zerstörung durch die Gallier vertilgt hatte, daher bleibt uns nichts anders übrig, als dem Zeugniß Cicero's und des Atticus, welche ihn für einen Nachkommen hielten, mehr zu trauen, als den spätern Krittlern Dionysius Halic. und Dio Cass. wenn auch diese behaupten, Brutus habe keine Kinder hinterlassen. Ernesti's Ausgleichung, daß er von einem um kurze Zeit spätern Brutus vielleicht abstamme, führt eben so wenig zum Ziel. — C. IV. ἄγος ἡγούμενος, hierbey folgende Note: proprie est ἄγος mundities, quae venerationem parit, deinde res devota deo, sacra. Wenn ἄγος oder ἁγος von ἄζομαι, ich verehere, nach der natürlichsten Etymologie abgeleitet ist, so bedeutet es 1) die Verehrung, insbesondere der Gottheit (von dieser ist ἄζομαι im Homer. vorzüglich im Gebrauch ἄζομεναι Διὸς Διὸν.) 2) was aus Verehrung geschieht, z. B. Opfern. 3) was die Versöhnung mit der Gottheit betrifft, daher Sühnung, Reinigung. 4) Durch eine Verwechslung des Objects mit dem Subject der Handlung, sowohl das auszusöhnende Verbrechen, als die Person, an der das Verbrechen haftet, 5) indem diese aber im Momente der Versöhnung der Gottheit sich weihet, und unter dem Schutze der Gottheit stehet, ist sie res devota deo, sacra. 6) was aus 3. als Produkt hervorgeht: Die Reinigkeit. Wenn auch nicht von allen diesen Bedeutungen, besonders von den Übergängen, Beyspiele in den Schriftstellern sich fänden; ja wenn selbst, wie wir der Meinung sind, eine oder die andere Übergangsbedeutung nie im Gebrauche gewesen ist, weil in den Operationen des Denkens Mittelglieder oft übersprungen werden, so muß man doch, um zu einer deutlichen Einsicht und klaren Übersicht der

Bedeutungen zu gelangen, sie sich immer in ihrer Aufeinanderfolge auflösen. Ein solches etymologisches Wörterbuch, das dieses Verfahren durchaus beobachtete, ist uns in keiner Sprache bekannt, am meisten ist noch in der griechischen Sprache vorgearbeitet, aber auch nur stückweise, in der lateinischen weit weniger.

Wir haben absichtlich bey der Beurtheilung dieser Ausgaben länger verweilt, theils um auch unsererseits wo möglich zu einer allgemeinen Lesung des Plutarch in der Ursprache beyzutragen, theils um die Aufmerksamkeit der Theilnehmenden auf den Mangel zu leiten, den wir noch immer an zweckmässigen, die Mittelstrasse zwischen zu wenig und zu viel haltenden Handausgaben der Classiker haben. Dr. F. R. G.

Schöne Wissenschaften.

The Corsair, a tale, by Lord Byron. Fifth edition. London: printed for John Murray, Albemarlestreet. By Thomas Davison, Whitefriars. 1814. gr. 8. 108 S.

Wir bedauern, daß diese Anzeige dieses letzten Werkes dieses genialischen Dichters, für lange Zeit die letzte seyn soll. Denn in der statt Vorrede dienenden Zueignungsschrift an seinen Freund, Thomas Moore, hat er beschloßen, für mehrere Jahre „sich dem Richtersthule der Publicität zu entziehen. Bey diesem Stillschweigen dürfte sowohl der Verf. als das Publikum gewinnen durch die hiedurch möglich werdende größere Reife seiner Jugendarbeiten, die er wie z. B. die noch erwarteten weiteren Gesänge des *Child Harold* in seinem Pulte, oder gar noch in seinem Busen verschloßen hält. Der Ruhm seiner bisherigen Werke wird die ohnehin bisher meistens schnell sich folgenden Ausgaben derselben noch weiter vielfältigen, und ihn, wenn nicht zu höherem, doch zu einem seinen ersten Ausflügen gleich gehaltenen Schwunge anspornen. Sey es, weil der einmal durch Meisterwerke eines Schriftstellers verwöhnte Leser denselben, wenn er sich nicht selbst steigert, mindere Gerechtigkeit widerfahren läßt, sey es die Schuld des, zu dieser Erzählung neu versuchten Doppelreimes (nach Art der Minnesänger), oder liege der Fehler an der Einförmigkeit des gewählten Stoffes, der immer wieder an die *bride of Abydos*, und an den *Giabour* erinnert, was dem nun sey, genug, den Recn. hat diese Erzählung minder als die so eben genannten, und besonders weit minder als die beyden Gesänge des *Child Harold* befriedigt. Daß aber dieses

sein Urtheil wenigstens bis jetzt noch nicht mit dem der kritischen Lesewelt übereinstimme, beweisen die in so kurzer Zeit hintereinander vervielfältigten Ausgaben dieses Buches, in denen es mit seinen früheren Brüdern fast gleichen Schritt hält. Vor drey Monaten noch hatte der *Corsair* die fünfte Auflage, die *bride of Abydos* die sechste, der *Child Harold* die siebente, und der *Giaour* die neunte erlebt. Die drey letzten sind in den Nro. 8, 26, 41 u. 42 d. L. Z. bereits angezeigt, und wir nehmen also mit dem *Corsair*, wenn der Verf. Still-schweigen über sein Wort hält, von ihm für mehrere Jahre Abschied, nicht ohne Hoffnung eines freudigen Wiederfindens.

Nebst tausend Ursachen, die den edlen Lord zum Entschlusse dieses Schweigens bewogen haben mögen, könnte auch der in der Zueignung erwähnte Umstand, das sein Freund *Moore* selbst ein grosses orientalisches Gedicht bearbeitet, wohl die tausend und eine gewesen seyn. Er wollte vielleicht die Erscheinung desselben abwarten, um dann die übrigen Gesänge seines *Child Harold* entweder zu unterdrücken, oder nur mit so größerem Glanze im Triumphe einzuführen. Hiermit mag es recht ernstlich gemeint seyn, ob aber auch mit dem an seinen Freund *Moore* hier gegebenen Sporne, sich durch irländische Natur zum würdigen Sänger orientalischer zu weihen, möchte Rec. fast bezweifeln. Sollte es aber auch hiermit dem edlen Lord Ernst seyn, so müßte Rec. ebenfalls ganz ernstlich seine Meinung dahin äufsern, das die Sitte und der Geist des Orients nur im Morgenlande selbst und seinen Geisteswerken, nicht aber in Irland erhascht werden mag, das *Wildheit, Zärtlichkeit und Originalität* noch keine hinreichenden Ansprüche auf diese Wahlverwandtschaft sind, indem sich diese Eigenschaften auch bey dem Natursohne des äußersten Westens in Amerika finden mögen, ohne das dieser deshalb dem unter Ruinen tausendjähriger Kultur wandelnden Morgenländer geistig und sittig verwandt ist; bey der blinden Befolgung dieser, wenn wohlgemeinten, gewiß nicht wohl gegebenen Aufmunterung dürften wirklich im eigentlichsten Sinne irländische Eklogen statt orientalischen, und bey den Elegien statt einem morgenländischen *Welwele*, ein *irish howl* herauskommen. *Collins*, der bisher für den ausschließlich orientalischen Dichter unter den Briten galt, verdient nichts weniger als diesen Namen; seine Schäfer sind ebenso wenig Morgenländer als der *Bajaset Racine's*, ein Türke, oder der *Mahomet Voltaire's*, ein Araber. Es sind bloß verkappte Engländer und Franzosen, und der letzte noch überdies statt einem Propheten wie *Mohammed*, ein nichtswürdiger Schurke. L. B. steht in dieser Hinsicht unendlich über *Collins*, und es fehlt ihm vielleicht nichts, als die Kenntniß der

morgenländischen Literatur aus ihren Quellen, um allen Forderungen, die der Genius des Orients in seine bisher erschienenen Werke stellt, genügend zu befriedigen. Wir wünschen, das er die sich selbst auferlegten pythagoreischen Probejahre zum Theile diesen Studien und sich selbst hiedurch desto inniger dem Genius des Orients weihen möge!

Das vor uns liegende erzählende Gedicht besteht aus drey Gesängen, deren erster 302, der zweyte 282, und der dritte 347 doppelgereimte Distichen und einen überzähligen Vers, oder zusammen 1863 Verse enthält.

Der erste Gesang beginnt mit der lebendigen Beschreibung des Seeräuberlebens und der Schifffahrt. Das Gemälde des Seemanövers und alles dessen, was zur Bemannung und Bewaffung eines Schiffes gehört, kann nur einem englischen Dichter, der selbst Seereisen gemacht, mit dieser Wahrheit gelingen. Vom Schiffe sagt er:

She walks the waters like a thing of life
And rums to dare the elements to strife —

Auch der wilde, verschlossene, mit Thatendurst und Liebe brennende Charakter des Seeräuberhauptmanns ist trefflich gezeichnet. *Conrad*, so heißt er, befehlt, auf erhaltene Nachricht drohender Gefahr, seinem Geschwader, noch diesen Abend auszulaufen. Schmerzlich trennt er sich von seiner geliebten *Medora*, für die er Liebe fühlt, und die ihn umsonst beschwört, sich nicht neuen Gefahren auszusetzen. Er schiffet sich ein, und ankert Nachts in der Bay von *Coron*, wo die Galeeren des *Pascha*, der seinen Untergang geschworen, sicher vor Anker liegen.

Den zweyten Gesang eröffnet die Beschreibung des Festes, dem sich der *Pascha* in voller Sicherheit auf dem Lande überläßt. Ein *Derwisch* wird gemeldet, der dem Raubneste des *Corsaren* entflohen sey. Er tritt ein, unfreundlich und einsylbig, die ihm gebotenen Speisen, und selbst das Salz, das Symbol der Gastfreundschaft, verschmähend. Auf einmal flammen die Galeeren im Hafen, der *Derwisch*, entlarvt als *Conrad*, verbreitet panische Schrecken unter dem Gefolge, und den Wachen des *Pascha's*, der selbst vor ihm flieht. Die Stadt wird in Brand gesteckt, das Zettergeschrey des Harems dringt an das Herz *Conrads*. Er wirft sich in die Flammen und rettet aus denselben *Gulnar*, die Günstlinginn des *Pascha*, aber übermannt von der Mehrzahl wird er zuletzt selbst gefangen und in den Kerker geworfen. Hier überliefs er sich der ganzen Düstereit seiner Gedanken über den schnellen Wechsel seines Schicksals, und endlich dem Schlafe:

One hour beheld him since the tide he stemm'd —
Disguis'd — discover'd — conquering — ta'en — condemn'd —
A chief on land — an outlaw on the deep —
Destroying — saving — prison'd — and asleep!

Medora, die den Pascha nicht liebt, wohl aber ihren Retter aus dem Feuer, besucht ihn im Kerker, macht ihn mit ihren Gefühlen bekannt, und verspricht ihm, seine Ketten zu brechen.

Der Anfang des dritten Gesangs ist eine schöne Beschreibung eines schönen Sonnenuntergangs unter griechischem Himmel. Medora versucht bey Pascha ein Wort für Conrads Leben, erregt aber hierdurch nur seine Eifersucht und seinen Verdacht, der die unmittelbare Vollstreckung des Todesurtheils erwarten läßt. Ohne Zeitverlust besucht sie den Gefangenen, und wiewohl durch ihn selbst mit seiner Liebe für Medora bekannt, kann sie die übrige nicht zum Schweigen bringen. Sie stellt ihm vor, daß der Weg seiner Rettung über den Leichnam des Pascha gehen müsse. Conrad schaudert vor dem Meuchelmorde des Pascha, dem er nur als offener Feind in der Schlacht begegnen will. Sie entfesselt ihn, und verläßt ihn schnell, eh' er ihren Entschluß des Meuchelmordes weiter bekämpfen kann. Er findet sie wieder nach vollbrachter That, und schifft sich dann mit ihr und seiner geretteten Mannschaft ein, zur Rückkehr ins Räubernest. Die Ankunft daselbst bey Einbruch der Nacht, bey heiterer See und ruhiger Umgebung ist sehr lieblich beschrieben. Conrad eilt nach Medora's Thurme, dem einzigen, den kein gewohntes Wachfeuer erleuchtet. Er findet sie dort, und überläßt sich der ganzen Schwermuth besserer Gefühle, mit denen er geboren, denen er aber durch seine Lebensweise entfremdet ward. Er verschwand bald hierauf, und man hörte nie wieder von ihm.

He left a Corsair's name to other times
Link'd with one virtue and a thousand crimes.

So endet die Erzählung, in der man, ungeachtet des veränderten Vermafses und der verschiedenen Anlage dennoch denselben Geist der Schwermuth wie in dem *Giaour* und der *bride von Abydos*, wiederfindet. Über die sehr kurzen Noten haben wir nichts zu bemerken, als daß *Combolio* weder Rosenkranz noch etwas anders bedeute, und daß der Teufel auf arabisch *Scheitan*, und nicht *Zatanai* heißt. Den Anfang machen zwey Sonnetts und vier kleine Gedichte, welche den schon einmal geäußerten Wunsch bestätigen: daß der Verfasser sich lieber der romantischen Erzählung und behaglich beschreibenden Dichtungsart weihen möge als der lyrischen, in der es ihm minder glücken zu wollen scheint. Wir wünschen weniger sehnsuchtsvoll die Erscheinung ähnlicher Erzählungen, wie *the Corsair*, *the Giaour*, und *the bride of Abydos*, als die Fortsetzung und Vollendung des so glücklich begonnenen *Child Harold*.

Philosophie.

Philosophische Betrachtungen. Hannover, bey den Brüdern Hahn, 1814. 103 S. in 8.

Als Verfasser dieser zerstreuten Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Philosophie nennt sich in der Vorrede Hr. L. A. Patje, seiner eigenen Angabe nach seit dem Jahre 1781 theils in eigenen Werken (z. B. *Abregé historique et politique de l'Italie* IV Vol.), theils durch in Journale eingerückte Abhandlungen verschiedener Art um die Wissenschaften bemüht, und vorzüglich um dasjenige, was von unmittelbarem Einflusse auf das praktische Leben seyn mag, thätig besorgt. In dieser letztern Art müssen auch gegenwärtige philosophische Betrachtungen genommen werden, welche der Hr. Verf. überdiß nicht als Früchte eines auf die neuesten Entdeckungen in der Philosophie begründeten Studiums, sondern als die Resultate seiner vor zehn Jahren auf diese Wissenschaft gewandten Bemühungen angibt, von welchen ihn seither überhäufte praktische Geschäfte zurückhielten.

Wenn es nun nicht zu läugnen ist, daß über die Gegenstände der hier vorgelegten Untersuchungen, nämlich über Fatum, Unabhängigkeit, über Empfindung, Erinnerung, Ruhe, endlich über die Unsterblichkeit, weit tiefer als hier geschah, reflectirt werden könnte, so darf man doch den redlichen Sinn des Forschers, seinen Eifer für die Wahrheit, so wie sein Bestreben zur Veredlung der Menschen das Beste, was er zu leisten vermag, dem Publikum hinzugeben, nicht mit Undankbarkeit verkennen. Wirklich eignen sich auch diese anspruchslosen Untersuchungen zur Bildung junger Gemüther für das Denken, zur Begründung eines moralischen Sinnes für das Leben, welcher durch solcherley Überblicke der wichtigsten Gegenstände des Daseyns weit gründlicher, als durch das oft nur zu seichte Gewäsche unserer Erziehungsbücher geweckt werden wird. Denn in allen Dingen, die hiernieden erreicht werden sollen, kommt es stets darauf an, die Sache ernst anzufassen; was aber die Erziehung betrifft, so dürften diejenigen, welchen das Kindische noch immer so sehr am Herzen liegt, sich endlich überzeugen, daß das Kind bey dem ernsteren Verfahren das Kindische schon von selbst mit hineinbringen wird, daß es aber Pflicht des Erziehers und Lehrers sey, ihm vielmehr aus der Ohnmacht seiner Kräfte zur Stärke und Selbstständigkeit empor zu helfen, nicht aber es durch all das Getändel, welches unsere Jugendschriften darbieten, noch mehr niederzudrücken.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 64.

Freitag, den 12. August

1814.

Pastoraltheologie.

Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ordentlichem Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte auf der Universität zu Leipzig. Dritter Band. Erstes Stück. Leipzig 1812, bey Johann Ambros Barth. 13 $\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Die zwey ersten Bände dieser Zeitschrift liegen aufser den Grenzen unserer Blätter. Den dritten Band eröffnet I. S. 1—17 eine Denkschrift über Johann Arnd und seinen religiösen Geist, von Johann Gottfried Pahl, Pfarrer zu Ofsaltenbach bey Ludwigsburg in Württemberg. — Joh. Arnd hat sich in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, da die ganze Aufmerksamkeit der Theologen auf Polemik und Dogmatik gerichtet war, durch seine christlich-religiösen Gesinnungen ausgezeichnet, die er aus den Schriften des h. Bernhard, des Joh. Taulerus, des Thomas a Kempis, und aus der deutschen Theologie geschöpft, und sowohl in seinem Leben unter allen Verfolgungen an den Tag gelegt, als in Volksschriften verbreitet hat. Seine Bücher vom wahren Christenthume wurden durch 150 Jahre sehr oft, zuletzt noch 1777 umgearbeitet, aufgelegt, und fast in alle Sprachen übersetzt. Übrigens wird hier keine Lebensgeschichte von diesem ohnehin bekannten und berühmten Manne geliefert, sondern blofs seine religiöse Gesinnung und sein rastloses Bestreben, mit diesen Gesinnungen auch andere zu beleben, beleuchtet. Der Zweck dieses Aufsatzes, und die Anwendung auf unsere Zeiten wird am Ende mit folgenden Worten angegeben: „Scheint es nicht, daß wir nun zur Kenntniß unserer Einseitigkeit und unserer Verirrung gekommen sind, indem diejenigen Resultate, welche von den neueren Bemühungen des deutschen philosophischen Geistes, als reine und

Achttes Heft.

bestehende Ausbeute übrig blieben, die menschliche Kultur in Regionen fortführen, die wir mit unserer Aufklärung und Gelehrsamkeit nicht zu erreichen vermocht hätten, und die sichtbar darauf abzuwecken, die Geisteskräfte des Menschen allseitig und harmonisch zu bilden, ihn aus der Sinnenwelt in die Sphäre seiner höheren Bestimmung zu erheben, und in seinem Inneren die Gesinnung zu gründen, die aus dem Zusammenfließen des Platonismus und Stoicismus hervorgeht? Es ist von den scharfsinnigsten und edelsten Denkern anerkannt, daß der Thron der religiösen Wahrheit in dem Heiligthume des menschlichen Gemüths fest stehe; daß diese Wahrheit zwar von dem Lichte der Vernunft erhellte und verklärt werde, aber nur in der Gesinnung lebendig sey; daß ihre Kraft vornehmlich in dem Gefühle liege und sich offenbare, und daß Heiligkeit und Seligkeit nur durch Anregung dieses Gefühls — das der Sitz der Andacht, der Liebe und der Hoffnung ist — hervorgebracht werden können. Haben wir auch hiervon im Allgemeinen noch nicht mehr als das Anerkenntniß gewonnen, so sehen wir doch darin schon einen Fortschritt zum wahren religiösen Leben; wenigstens konnte der religiöse Geist nicht zurückkehren, so lange wir nicht im Besitz seiner Idee waren.“ Dieses wird hinreichen, die Tendenz und den Styl dieser Denkschrift kennen zu lernen. Es wird also hiermit die alte Bemerkung bewährt, daß man, wenn die trockene Speculation auf das Höchste gestiegen ist, und weit um sich gegriffen hat, zur Mystik, oder wenn es besser gefällt, zur Ascese seine Zuflucht nimmt.

II. S. 18—55. *Ueber die Benutzung der Geschichte in den Kanzelvorträgen.* Von Joh. Gottfr. Pahl. Nebst einigen Zusätzen von dem Herausgeber. *Longum iter per praecepta, breve et efficax per exempla.* Seneca Epist. VI. Der Hr. Verf. bestrebt sich zu beweisen, daß es sehr nützlich sey, das Volk durch Beyspiele nicht nur aus der biblischen, sondern auch aus der Kirchen- und Profangeschichte der alten und neuen Zeiten, zu belehren, und gibt

am Ende einen Wink, daß dieser Gebrauch der Geschichte in gewissen Schranken bleiben müsse. Da der Hr. Verf. seine Sätze nicht genau bestimmt hat: so fügte der Hr. Herausgeber vier Zusätze bey, in welchen diesem Mangel abgeholfen wird. In dem ersten S. 33—40 sagt Hr. Tzschirner, es könne zwar zu einer Predigt auch ein historisches Thema unter einem religiösen Gesichtspunct, gewählt werden, er widerräth es aber mit Recht, weil es nur eine Ausnahme sey, und leicht dem Mißbrauche unterliege; denn der Prediger müsse sich, der Regel nach, an das Gebiet der Glaubenslehre, (zu welcher aber auch die das Christenthum begründenden Thatsachen zu rechnen seyn) der Sittenlehre und der Menschenkunde halten. Nur zwey Fälle nimmt er aus, nämlich 1), wenn die Begebenheiten, über welche gesprochen wird, allgemein bekannt sind, und 2) wenn sie in den Kreis des christlichen Religionsunterrichts gehören, welches er dann weiter erläutert. Dieses alles hat Hr. Pahl nicht berührt, sondern nur von der Erläuterung und Bestätigung dogmatischer und moralischer Sätze durch Beyspiele aus der Geschichte geredet, und dieses billiget Herr Tzschirner, wenn gezeigt wird, wie die Geschichte mit dem religiösen und ethischen Zwecke zusammenhänge. Rec. kann dieses nur gelten lassen, wenn die Geschichte den Zuhörern bekannt ist; denn ist sie denselben unbekannt, so gibt sie ihnen kein Licht. Hr. Tzschirner erklärt im zweyten Zusatz S. 40—48 sich ausführlich dahin, daß aus der Geschichte nie ein Beweis für Dogma oder Moral, sondern bloß Erläuterungen geschöpft, und die Zuhörer gelehrt werden, die Geschichte unter einem religiösen Gesichtspuncte zu betrachten, welches aber Hr. Pahl gewiß als ohnehin allgemein bekannt vorausgesetzt hat. In dem dritten Zusatz S. 48—52 gibt Hr. Tzschirner an, was er vorzüglich aus der Kirchengeschichte zum Kanzelvortrag geeignet finde. Der vierte Zusatz S. 53—55 zeigt endlich die Grenzen, in welchen sich der Prediger bey dem Gebrauche der Geschichte halten muß, und welche von Hrn. Pahl nur obenhin berührt worden. Diese Zusätze enthalten treffliche, der Sache angemessene Erinnerungen für den Prediger, welcher die Geschichte gebrauchen will.

III. S. 56—67. *Ueber polnische Kanzelredner und geistliche Beredsamkeit in Polen.* In einem an den Herausgeber gerichteten Sendschreiben von Johann Aloys Martyni-Laguna, am Ende datirt Dresden den 10. August 1812. Schade, daß Herr Martyni-Laguna seine Sammlung von Büchern und Schriften durch einen Unglücksfall verloren hat; was er indessen aus dem Gedächtnisse und aus seinen Notaten meldet, zeigt, daß Polen, selbst unter den Bischöfen, große Redner und Prediger hat,

die sich nach den Franzosen und Italienern gebildet haben.

IV. S. 68—89. *Ueber die Selbstbeobachtung bey der Meditation.* Von Dr. Carl Gottfried Bauer. Leicht verständlich schreiben, ist das schicklichste Mittel zu dem Zwecke, von vielen gelesen, und vielen nützlich zu werden; dieß fällt Rec. bey dem Lesen so mancher neuen Schriften ein; in welchen es recht geflissentlich darauf angelegt zu seyn scheint, dem Leser Mühe zu machen, dasjenige, was der Verf. hat sagen wollen, in die gewöhnliche Sprache zu übertragen. Vorliegender Aufsatz ist von dieser Art. Im Eingang geräth der Leser auf den Gedanken, der Volkslehrer werde erinnert werden, wie er bey der Erfindung des Stoffs seiner Vorträge, sich selbst beobachten soll, ob er nämlich auch selbst ganz so gesinnt sey und sich so betrage, wie er durch seinen Vortrag die Zuhörer bilden will. Im Fortgange merkt man, daß nicht die Beobachtung des Herzens, sondern des Verstandes gemeint wird, welches aber auch allerdings ein wichtiges und nützlich Thema ist. Der Hr. Verf. folgt *Garve* im Versuch über das Meditiren, und *Crome* in der Bearbeitung dieses Versuchs für Prediger, unterscheidet sich aber von jenem und diesem dadurch, daß durch diese Abhandlung — Rec. will ihn lieber selbst reden lassen — „die Gabe solches Beobachtens, wie weit es ein jeder an sich selbst anzustellen hat, kenntlich gemacht und geübt werde, damit es uns gelinge, unsere Individualität bey dem Geschäfte des Denkens und Producirens mit ihren Gebrechen und Vorzügen kennen zu lernen, sie mit den allgemeinen Forderungen an eine wohlgerathene Meditation zu vergleichen, und dieser uns auf solchen Anlaß zur Nachachtung lebendiger und fruchtbarer bewußt zu werden.“ Der Hr. Verf. verspricht zu untersuchen I. was bey der Meditation und den Erzeugnissen derselben zu beobachten sey; II. wie diese Beobachtung beschaffen seyn müsse, um fruchtbare Resultate zu geben, und III. welcher Gebrauch von denselben zu machen, was davon zu erwarten und nicht zu erwarten ist. Es wird dann bey dem ersten Stücke wieder unterschieden: A der Inhalt, B der Gehalt, C die Form, und D ihr Hervorgehen im Gemüthe, oder der Act des Denkens. Nicht alles dieses liefert hier der Hr. Verf., sondern er beschäftigt sich nur mit A, mit dem Inhalte der Meditation, und was er hierüber geleistet hat, fasset er am Ende S. 89 selbst in folgende Worte zusammen: „so viel von der Selbstbeobachtung bey unserer Meditation, wo der Inhalt derselben nach der besondern Richtung, die unsere Geistesbildung nahm, oder nach dussern Anlässen, oder auch nach innern Drange durch individuelle Umstände sich uns von selbst darbiete

thet, ja gleichsam aufnöthigt. Noch bleibt uns Einiges zu bemerken übrig über ihr Geschäft unter der Bedingung, wenn wir den Stoff unserer Meditation nach gewissen Principien aufsuchen müssen, bevor wir uns über das, was Gehalt und Form des Gedachten und der Act des Denkens selbst zu bemerken darbietet, verständigen; was alles einer künftigen Fortsetzung vorbehalten bleibt." Die Erinnerungen laufen darauf hinaus, daß der Inhalt oder Stoff immer mit dem Geiste des Christenthums, mit der Sittlichkeit und Frömmigkeit in Verbindung gesetzt werden muß; daß die Principien, auf welche alles gegründet seyn muß, nicht trocken hinzustellen, sondern in der Anwendung zu betrachten sind; daß nicht bey dem allgemeinen stehen zu bleiben (ein Fehler angehender, erst aus der Schule ankommender Volkslehrer), sondern immer ins Einzelne zu gehen ist; daß gelehrte Beweise hier keinen Platz haben. Auch Vorliebe für gewisse Gegenstände soll keinen Einfluß haben; denn sie macht die Vorträge einseitig u. s. w. Kurz, der Inhalt muß dem Zwecke der Kanzel *vollständig* entsprechen. (Daß so manche Volkslehrer sich durch *Gelehrsamkeit* auf der Kanzel auszuzeichnen suchen, hätte verdient, mehr hervorgezogen und schärfer geahndet zu werden.) Bey *äussern Veranlassungen*, wie besonders an Festtagen, ist darauf zu sehen, sich nicht mit dem Historischen allein oder zu viel zu beschäftigen, sondern der Blick muß immer unverrückt auf die Hauptsache, nämlich auf religiös moralische Gesinnungen gerichtet seyn. — Fühlt der Volkslehrer sich von einem Stoffe besonders stark angezogen, so soll er nicht voraussetzen, daß seine Zuhörer in eben dieser Stimmung sind, und er muß sie also vorzubereiten suchen. Eine treffende, aber auch sehr nahe liegende Bemerkung.

V. *Fragment einer Schrift über Behandlung der Bibel in Volksschulen* von ***) Eine Note des Hrn. Herausgebers liefert die Nachricht, daß das Buch, aus welchem dieses Fragment genommen ist, nächstens in Druck erscheinen wird; dieß war 1812, es dürfte also 1814 wohl schon erschienen seyn. In der Vorrede sagt der Herausgeber von diesem in dem Ton eines gut unterrichteten Schulmanns geschriebenen Aufsatzes, er sey nicht mit allen, darin aufgestellten Behauptungen einverstanden; es scheine ihm, als ob der Verf. hier und da eine zu willkührliche Behandlung der Bibel empfehle, und daß manches, was zu äufsern er dem Schulmanne anrath, die Zuversichtlichkeit des Glaubens hindern, und Zweifel veranlassen könnte. Hieraus sieht man, daß der Verf. kein Schulmann ist, ob er gleich im ganzen Aufsatz als ein solcher spricht. Er ist ein aufrichtiger Verehrer der göttlichen Offenbarung und der Bibel; nur will er einiges, was

esoterisch ist, auch exoterisch machen, nämlich die unvollkommenen Begriffe der Vorzeit in Bezug auf Gott, auf die Fürscheidung und ihre Werkzeuge, Engel und Wunder, auch den Kindern nach der Denkungsart unserer Zeiten erkläret wissen. Ein Auszug würde zu vielen Raum einnehmen. Ob die Vorschläge Platz greifen können, hängt nach der Einsicht des Rec. von der Localität ab. Sind die Inwohner eines Ortes in Kenntnissen so weit fortgeschritten, als hier vorausgesetzt wird: so würde es wohl nothwendig seyn, die Vorschläge wenigstens zum Theil anzunehmen; aber dieß dürfte wohl nirgends der Fall seyn; das Rathsamste scheint also, nach dem Beyspiele der Apostel von unschädlichen Vorurtheilen und Irrthümern zu schweigen, und dafür die nothwendigen Wahrheiten desto mehr einzuschärfen.

V. S. 122—164. *Ueber Katholicismus und Protestantismus*. Einige nöthige und zeitmässige Erinnerungen von Johann August Nebe. Da manche Philosophen in unsern Tagen ihre Streitigkeiten mit großer Heftigkeit, und beynahe mit einer Art von Wuth führen: so sind die Theologen von dem vorhin gewöhnlichen, sogenannten Eifer zurückgekommen, und haben in ihren Streitschriften einen gelassenen und freundschaftlichen Ton angenommen, wovon vorliegender Aufsatz eine abermalige schöne Probe ist. Den Anlaß dazu hat die Gelegenheitschrift gegeben, welche zu Königsberg bey Degen unter der Aufschrift herausgekommen ist: *im Geiste des echten Protestantismus liegt nichts, was innigster Achtung für echten Katholicismus widerstrebt. Eine Rede bey der Einweihung des neu eingerichteten königlichen Gymnasiums zu Braunsberg den 29. Dec. 1811, gehalten von dem Regierungsrathe Delbrück*. Hr. Nebe findet die, von Hrn. Delbrück hervorgehobene schöne Seite des Katholicismus theils ungegründet, theils übertrieben, und zeigt dagegen die gute Seite des Protestantismus. Die Urtheile hierüber von beyden Theilen werden immer nur eine subjective Giltigkeit haben, und auch nach der verschiedenen Stimmung verschieden seyn; darum hält Rec., weil er selbst zu der einen Partey gehört, seine Abstimmung zurück. Indessen bleibt es immer auffallend, wenn ein gelehrter protestantischer Theolog, wie der Hr. Regierungsrath Delbrück, seinen Blick auf die vortheilhafte Seite des Katholicismus heftet, da sonst protestantische Theologen das katholische System sehr selten vollkommen kennen. — Rec. will übrigens nur zwey merkwürdige Stellen dieser humanen Streitschrift anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten. Hr. Nebe fängt mit folgenden Worten an: „zu den vielfachen Eigenthümlichkeiten unserer Zeit möchte auch die Erscheinung gehören, daß

bey einigen protestantischen Schriftstellern eine kaum verbüllte Neigung zu dem Katholicismus, als System oder als Form betrachtet, bemerklich wird, während andere ausgezeichnete Köpfe (Friedr. Leop. Gr. zu Stolberg, Friedr. Schlegel, Werner u. a.) gar zu der katholischen Kirche übertreten. Wollen wir auf das Letztere, da es sich vielleicht am meisten auf die Individualität der Übertretenden gründet, jetzt nicht Rücksicht nehmen: so verdient doch das Erstere desto mehr unsere Aufmerksamkeit. Ja es wird doppelt nöthig, den etwa dabey vorkommenden Verirrungen des Urtheils, so wie der Phantasie, desto geflissentlicher entgegen zu gehen, je mehr zu befürchten steht, dafs die unvorbereiteten und fügsamen Gemüther vielleicht den Stimmen folgen möchten, die sich am lautesten oder vornehmsten hören lassen, ohne die Competenz derselben genauer zu prüfen." Rec. hat sich oft gewundert, dafs die Protestanten bey jeder neuen Erscheinung dieser Art in einige Bewegung gerathen. Was hat man nicht vor einigen Jahren über den herumschleichen sollenden Kryptokatholicismus für Lärm geschlagen? bis derjenige, welcher für das Oberhaupt desselben gehalten wurde, von dem Papste selbst in die Engelsburg gesetzt, und die furchtsamen Warner beschämt wurden. Als in unsern Tagen einige, die den Protestantismus und vielleicht auch den Katholicismus zu wenig kannten, eine Vereinigung der drey Kirchen vorschlugen: so zeigten manche erschienene Schriften abermal, dafs man nicht ganz ohne Furcht sey, die Sache möchte Ernst werden, indessen einsichtige Katholiken hierzu nur lächelten, indem sie zu deutlich einsahen, dafs die Zeit hierzu wohl noch Jahrhunderte entfernt ist. Doch diess nur im Vorbeygehen. Wir führen noch den sehr lesenswürdigen Schluss dieses Aufsatzes an, aus welchem unsere Leser die Leutseligkeit des Hrn. Verfs. vollkommen erschen werden; er schreibt von eben diesen Versuchen der Vereinigung S. 151—152: „bey so manchen, besonders in der neuern Zeit gemachten Vereinigungsvorschlägen zwischen beyden (soll heissen: zwischen den drey) Bekenntnissen, an deren Realisirung man vielleicht eben so wenig glauben, als sie wünschen kann, wird das Verlangen immer natürlicher und erklärlicher, dafs von beyden Seiten die eingenommenen und parteyischen Beurtheilungen mehr aufhören, und dafs eine jede die andere rein und unbestochen würdigen möchte. Trennungen sind mehrentheils nur da, wo man getrennt seyn will, und daher in dem Gegenpart immerfort etwas Widerwärtiges und der Annäherung Hinderliches wahrnimmt. Sie hören von selbst auf, sobald man sich den Gegner nur erst weniger schlimm denkt, als man es sich einzubilden gewohnt ist. Wenn es leider wahr ist,

dafs die Menge der Protestanten sich von den Katholiken eine Vorstellung macht, die nur um wenige Grade über den Türken steht, und die noch immer in den fortgeerbten, durch die alten Religionskriege des 16ten und 17ten Jahrhunderts erzeugten Ideen ihren Grund hat: darf man sich wundern, wenn des gemeinen Katholiken Meinung von den Protestanten um nichts besser ist, da sie zumal durch gewisse herrschend gewordene intollerante Glaubenssätze nicht leicht milder werden könnte? Lasset uns doch damit anfangen, wie wir eine Vereinigung vorbereiten wollen, dafs wir die Meinung und das Urtheil gegenseitig berichtigen, dafs vor Allem Protestanten bey der Menge unserer Glaubensgenossen nur dahin wirken, dafs sie die Katholiken als ihre Mitchristen und Mitbrüder ansehen, als solche, die, gleich ihnen, Jesum als ihren Heiland verehren, und durch die Gnade des Herrn selig zu werden hoffen. Lehret sie aus Gründen ihrem Glauben anhängen und ihn hochhalten; aber saget ihnen, dafs wir uns mit den katholischen Christen in dem Mittelpunkte des Glaubens begegnen, und dafs es dort, wie hier, fromme und für ihren Glauben erwärmte Gemüther gebe; saget ihnen, dafs auch der Protestant sich in einer katholischen Kirche erbauen könne, wie der Katholik in einer der unsrigen. Suchet nur die grelle Scheidewand, welche die vorgefasste Meinung leidet zwischen beyde Kirchen gestellt hat, *allmählig* hinwegzuräumen, und — *die Einheit in der Liebe*, das Erbauet werden auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da *Jesus Christus* der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau in einander gefügt, wächst zu einem *heiligen Tempel in dem Herrn* — je mehr man es fafst und begreift, wird allmählig die Getrennten mit den gewünschten Banden umschlingen. Bedarf es denn, wenn erst die Gemüther sich nicht abhold sind, sondern sich mehr und mehr geneigt werden, wenn die kirchlichen Trennungen auf die gesellschaftlichen Verbindungen nirgends mehr einen unfreundlichen Einfluß aufsern; wenn wir den schönen Namen der *Christen* in immer innigern Ehren halten, und die Parteynamen nur da hören lassen, wo sie etwa bey feyerlichen Bekenntnissen hingehören; bedarf es da einer höchst schwierigen und vielleicht nie ganz zu erreichenden *äußern und namentlichen Vereinigung*?" Wir haben diese, obgleich lange Stelle hierher übertragen, als eine Erinnerung für diejenigen, die sich eine äußere Vereinigung als leicht und nahe vorstellen. Da aber Rec. oft bemerkt hat, dafs manche sich wundern, wenn sie hören, die Vereinigung sey, wie die Sachen jetzt stehen, weder möglich, noch wünschenswerth: so lohnt es sich wohl der Mühe, bey dieser Gelegenheit hierüber einigen Aufschluß zu ge-

ben. Sollte nach so manchen vergeblichen Versuchen der Vereinigung ein neuer gemacht werden; so müßten aus jeder der drey Kirchen die gelehrtesten und liberalsten Theologen zu einer Zusammentretung ernannt werden, in welcher eine Vereinigungsformel ausgemittelt werden müßte, die dann alle drey Kirchen zu unterschreiben hätten. Ist aber wohl zu hoffen, daß in jeder der drey Kirchen die gelehrtesten und liberalsten Theologen dazu werden gewählt werden? Wir wollen es aber annehmen. — Ist nun aber zu hoffen, daß diese Theologen, so gelehrt und liberal sie wir uns denken mögen, sich zu einer Glaubensformel vereinigen werden? auch, wenn französische, spanische und italienische Theologen gerufen worden, vereinigen werden? Die Theologen, wie Courayer, der französische Übersetzer der Geschichte des trientischen Kirchenraths von Sarpi, sind äußerst selten. — Wir wollen aber auch dieses annehmen, daß diese Theologen sich vereinigen, und die neue Confession publicirt wird. Wer nun erwarten kann, daß alle Mitglieder der drey Kirchen ohne Widerrede unterschreiben werden, muß die Theologen und Volkslehrer eben so wenig als das Volk kennen. Es werden also aus allen drey Kirchen einige die neue Confession unterschreiben; die übrigen aber werden bey ihren alten Confessionen beharren, und so werden die drey Kirchen, wie vorhin, bestehen, und die vereinigte wird als die vierte sich bilden; es werden Streitigkeiten entstehen, und der gegenseitige unmoralische Haß wird wieder mit aller Heftigkeit entbrennen. So würde das Übel gröfser werden als es war, welches doch gewiß nicht zu wünschen ist. Durch eine Versammlung der Theologen, wenn sie auch den Namen eines allgemeinen Kirchenraths annimmt, kann also, so lange die Sachen so stehen, eine vollständige Vereinigung nicht zu Stande kommen, kann nur das Übel vergrößert werden. Wir müssen demnach abwarten, bis die Zeit eine Vereinigung vorbereitet, und vielleicht einstens nach Jahrhunderten, ohne Versammlung der Theologen, durch sich selbst herbeyführt.

Der übrige Inhalt dieser Zeitschrift ist: Nro. VII. *Drey Predigten über den Geist des Christenthums*, aus dem Englischen des Dr. Jakob Duchal übersetzt von J. A. Martyni-Laguna. Es ist aber hier S. 155—185 nur die erste Predigt abgedruckt, die übrigen sollen in folgenden Stücken Platz finden. — VIII. S. 186—201. *Zwey Taufreden und eine Abendmahlsrede* von M. Rüdell, Subdiakonus an der Nikolaikirche zu Leipzig. — IX. S. 202—208. *Ueber das Evangelium am zwölften Sonntage Trinitatis*, von Christian Friedrich Fritzsche, Superintendent in Dobrilug. Keine Homilie, keine Predigt, sondern eine Beantwortung der Frage,

warum Jesus jenem Taubstummen Marc. 7. 32. ff. nicht durch das bloße *εφασα* Gehör und Sprache verlieh; die Ursache hat weder Dr. Paulus, noch Eckermann, weder Rosenmüller noch Kühnöl gefunden. Hr. Fritzsche führet sie aus einer Homilie oder besser aus einem analytischen Vortrag Reinhardts vom Jahr 1804 (herausgeg. 1809) an. Sie besteht nämlich darin, daß Jesus dem Taubstummen, der, wie die Taubstummen insgemein, ein ganz ungebildeter Mensch war, auch die Worte Jesu nicht vernehmen konnte, darum seine Finger in die Ohren gesteckt, ausgespuckt und die Zunge desselben berührt, und seufzend gegen Himmel gesehen hat, um den Unglücklichen, der seine Worte nicht hören konnte, aufmerksam zu machen, was mit ihm vorgehe, und ihn durch das Gefühl in seinen Ohren und an seiner Zunge, und durch das Gesicht, indem er Jesum seine Augen gegen Himmel erheben sah, zu dem Erfolge zu stimmen, und vorzubereiten, daß er dann erkennen könnte, er habe sein Gehör und seine Sprache Jesu zu verdanken; denn ohne diese Umstände hätte er nicht wissen können, wie und durch wen er Gehör und Sprache erhalten habe. Diese Ursache, welche aus der Natur der Sache erhoben ist, wird gewiß allgemeinen Beyfall finden.

Θεόδωρος Μερισπονυ.

Schöne Wissenschaften.

Kriegslieder der Teutschen. Zum Besten der Errichtung der königl. preufs. Schwarzen Freywilligen Schaar. Teutschland 1813. 8. 59 S.

Ob der Verkauf dieses Werkchens einen beträchtlichen Beytrag zu dem verkündeten Zwecke lieferte, ist Recn. unbekannt, wie dieß aber auch immer seyn mag, die Gedichte selbst gehören zu den vorzüglichern Produkten einer an den mannigfaltigsten lyrischen Gelegenheitsgedichten reichen Zeit. Sie sind durchaus auf die große Wirklichkeit, die sie zu feyern bestimmt sind, selbst gegründet, daher voll Wahrheit der Empfindung, bey ungesuchtem Ausdrücke kräftig, und im wahrsten Sinne deutsch. Es ist schwer unter den mancherley Liedern dieser kleinen Sammlung sich vorzügliche Lieblingsstücke auszuwählen, denn dieses eben charakterisiret diese Lieder, daß ein Geist, derselbe Hauch der Empfindung sie alle belebt, und daß sie auf diese Art, obwohl über die verschiedensten Gegenstände sich verbreitend, ein Ganzes in strengster Bedeutung bilden. Überhaupt scheint jener große Sturm, der das deutsche Leben aus seinem Todesschlaf aufrüttelte, und ihm po-

litische Wichtigkeit und Würde gab, auch die deutsche Kunst wieder zu ihrer wahren Eigenthümlichkeit und einfachen Schönheit hindrängen. Schon einige Zeit hindurch hatte man verschmäht, was seit lange Herkommen gewesen war, das Fremde nachzuahmen, und sich lieber an alte einheimische Formen der Kunst gewendet, dadurch indess nichts anderes erweckt, als eine Nachahmung einer früheren Zeit, die nicht mehr die unsrige war, und welche daher insbesondere in lyrischen Dichtungen vielmehr nur Nachbildungen längst erstorbener Empfindungen, als wirkliche, auf die Thatfachen des Bewußtseyns gestützte Gefühle hervorbrachte. Die Gedichte aber, welche die neuesten großen Ereignisse zum Vorschein brachten, sind auf diese Begebenheiten, und auf die neu errungene Würde des Daseyns und die ihr angemessenen Gefühle selbst gegründet, und verschmähen größtentheils die seit lange hergebrachte Nachahmung des Auslandes sowohl, als der ältern vaterländischen Empfindungsweise. Wenn sie der letztern nicht eigentlich fremd werden konnten, so ist diess eben der schönste Beweis von der Rückkehr des Nationalcharakters zu der ursprünglichen Einfachheit der Empfindung, und gibt für die Zukunft unserer Kunst Hoffnungen der edelsten Art, welche um so mehr in Erfüllung gehen können, da sie auf einem festen Grunde fußen. Nicht die vollendete Einsicht des Schönen an sich erzeugt die erfreulichen Früchte der Kunst, sondern die erkannte Schönheit des vaterländischen Lebens erweckt in den Söhnen beglückter Staaten jene schöpferische Begeisterung, welche die Trefflichkeit des Daseyns in vollendeten Kunstgestaltungen neu erzeugt, und zur Bewunderung der Nachwelt verkündigt.

Medicin.

- Nro. 1. Kritische Blicke auf das *Wesen des Nervenfiebers* und seine *Behandlung*; von *Carl August Weinhold*, der Philosophie, Medicin und Chirurgie Doctor, königl. preussischem Hofrathe, praktischem Arzte zu Dresden, Commissarius bey der sächsischen Landwehr, mehrerer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes Mitglieder und Ehrenmitglieder. Dresden 1814 in der *Arnold'schen* Buchhandlung. S. X und 83 in kl. 8. (I. L.)
- Nro. 2. *Das Nervenfieber im Jahre 1813* (,) und eine zweckmässige *Behandlung desselben* für

Privat- und Militärärzte, von Dr. *Joh. Christ. Gottfried Jörg*, ordentl. Professor der Entbindungskunst an der Universität zu Leipzig, Obergeburtshelfer und Director der dasigen Entbindungsschule, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder. Leipzig und Berlin im Kunst- und Industrie-Comtoir 1814. S. VI und 106 in 8.

- Nro. 3. *Erfahrungen über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazarethfiebers* und über die Mittel, seine Entstehung und Verbreitung von den Lazarethen aus zu verhüten (,) und sich vor Ansteckung zu sichern. Von Dr. *Ernst Horn*, königl. preuss. Hofrathe, ordentl. Professor der Klinik an der königl. medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie, Director der königl. klinischen Lehranstalt im Charité-Krankenhaus, zweytem Director des klinischen Kursus, zweytem dirigirenden Arzte des Charité-Krankenhauses zu Berlin, der königl. medicinisch-wissenschaftlichen Deputation im Departement der allgemeinen Polizey, der königlichen Ober-Examinations-Commission und einiger gelehrten Gesellschaften in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz ordentlichem Mitgliede. Zweyte sehr verbesserte und vermehrte Auflage. Zum Besten der Militär-Lazarethe. Berlin, bey *Julius Eduard Hitzig*. 1814. S. XVIII u. 170 in 8.

Nie ist wohl ein wichtigerer Gegenstand einer grösseren und allgemeineren Aufmerksamkeit gewürdigt worden, als das Nervenfieber und insbesondere der ansteckende Typhus in unseren Tagen. Sehr ungleich sind jedoch die Resultate sowohl der Bemühungen, die besonders Herr von *Hildenbrand* durch seine vortreffliche Abhandlung über den ansteckenden Typhus (1810) angeregt, als der Beobachtungen und Versuche, zu welchen das auch in dieser Hinsicht denkwürdige Jahr 1813 so häufige Gelegenheit dargebothen hat. Wenn gleich der wichtigste Grund dieser Ungleichheit in der Individualität derer, welche seitdem ihre Meinungen, Beobachtungen und Versuche über diesen Gegenstand bekannt machten, gesucht werden muß: so ist doch auch nicht zu übersehen, welche vielseitige Betrachtung der Gegenstand zuläfst, und wie viel daran noch zu erforschen, wie viel noch ins Reine zu bringen ist, ehe ihn der han-

delnde Arzt als Menschenfreund und Philosoph für erschöpft halten kann. Der ansteckende Typhus (vom gemeinen nicht ansteckenden Nervenfieber offenbar verschieden) ist zwar dem Wesentlichen nach immer die nämliche Krankheit, aber wie wandelbar der Form nach! wie mannigfaltig nämlich in Hinsicht der Heftigkeit und Anzahl seiner Zufälle, des hervorstechenden Leidens einzelner Systeme und Organe, besonderer Verbindungen und Verwickelungen, des Verlaufes, der Dauer, der kritischen Erscheinungen, der Art der Entscheidung, des Ganges der Wiedergenesung, der Nachkrankheiten, des Grades des Ansteckungsvermögens! So bekannt auch diese Dinge sind, so bestimmt sich nicht selten auf jene Verhältnisse des kranken Individuums, der Lokalität, der Zeitumstände, der Witterung u. s. w. welche einesolche Mannigfaltigkeit der Form des ansteckenden Typhus begründen, hinweisen läßt; so wahr schon unsere Vorfahren erinnerten, jede Epidemie habe ihre Eigenheiten, ja jeder Fall sey ein besonderer: so werden doch diese gemeinbekannten Dinge bey den ärztlichen Verhandlungen über den ansteckenden Typhus alle Tage selbst von gescheiden Männern aufser Acht gelassen. Und in diesem eben so unbegreiflichen als unverzeihlichen Fehler liegt der Grund, dafs Hr. X. in Z. das Temporisiren, B. in Y. die auflösende Heilmethode, C. in X. die antiphlogistische, D. in V. vorzüglich die Aderlässe, E. in W. die kalten Übergießungen, Bäder und Waschungen, F. in R. das Kirschenwasser mit Schwefel- oder Salzsäure und eine Mohnsaamenmilch, G. in T. die erregende und reizende Heilmethode (da sie dieselben mit offenbarem Nutzen angewendet haben) wo nicht als die einzig richtige, doch als die beste Behandlungsweise des ansteckenden Typhus anpreisen; dafs ein großer Theil der Ärzte darüber nicht wenig verlegen ist, welchem von diesen Herren er den Preis zuerkennt, welchem er folgen solle; — und dafs siperkluge Layen so viel Stoffes finden, über Heilkunst und Ärzte zu satyrisiren.

So viel als Vorwort, und nun zur Anzeige der oben genannten 3 Schriften, deren gleichzeitiger Überblick für die Leser nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Der Verf. von Nro. 1. Hr. Hofrath *Weinhold*, spricht in der Vorrede von dem Zwecke und der Bearbeitung seines Gegenstandes (er versuche die Schule über vorliegenden Gegenstand zu commentiren), und (in ziemlich hohem Tone) von seiner richterlichen Competenz. Sein Standpunct mag aus folgender Äußerung (S. 2 u. 3) entnommen werden: „In dieser Krankheit (dem Nervenfieber, — der ansteckende Typhus scheint mit einbegriffen zu seyn) müssen wir unsere Blicke vorzüglich

auf jenes geistige Wesen heften, welches vielleicht als Weltäther alles durchströmt, den Leib an die Seele und die Seele an den Leib zu binden im Stande ist, ich meine das Princip des Imponderablen im thierischen Organismus.“ Viele Leser, welche diese Äußerung überdenken, dürften abgeschreckt das Blatt bey Seite legen, aber Rec., indem er verspricht, sich kurz zu fassen, ersuchet sie, ihr Urtheil nur noch zurückzuhalten, bis sie vernommen haben werden, was das Princip des Imponderablen im thier. Organismus sey? wie der Verf. seine Blicke auf dieses Princip hefte? und was er als Resultat seines Blickens uns zum Gewinne der Heilkunde mittheile? — S. 4 u. 5 ist der Hr. Verf. mit den gangbaren Bestimmungen des Nervenfiebers unzufrieden, gibt zu, dafs wir die Entmischungen der Säfte und des Blutes, welche das Faulfieber auszeichnen, allerdings bey dem Nervenfieber nicht finden, meint aber, dafs das, was diesem fast gleich komme, wahrscheinlich jene Neigung zu einer gleichsam chemischen Zersetzung des Nervenprincips sey, welche sich durch eine beissende Wärme verrathe, dafs das Blut und die festen Theile niemals wie bey dem Faulfieber leiden, ja das Nervenfieber nicht selten einen verführerischen entzündlichen Zustand zeige. Ohne jedoch nun selbst eine bessere und eine genaue Bestimmung des Nervenfiebers zu geben, eilt der Herr Verf. S. 6 zu dem Gemälde dieses Fiebers, welches er bis Seite 12 in seinen einzelnen Zügen, ungefähr wie *S. G. Vogel* und *P. Frank*, kopirt. Nun aber S. 13 kömmt er auf einen Gegenstand, der die ganze Schrift hindurch festgehalten wird, auf den Theorien und Vorschläge gebaut werden, und dem zu Liebe der schreibelustige Hr. Verf. abermals 93 Seiten füllte. Er fand nämlich bey Leichenöffnungen der am Nervenfieber Verstorbenen in den Nerven (der Hr. Verfasser untersuchte immer nur den ischiadischen) eine Abweichung vom gesunden Zustande, die ihm bis jetzt immer constant geblieben sey, und sich nach wiederholten Versuchen jederzeit wieder so gezeigt habe. Das Nevriem war schlaff (S. 14), fast breyig anzufühlen; zusammengedrückt gab das ganze Nervenstück eine wahre Pulpe, welche sich auf einer Glasplatte mit destillirtem Wasser gerieben, zu einer milchähnlichen Flüssigkeit zertheilen liefs, während gesunde Nervenstücke dagegen jederzeit ein zähes, gallertartiges, im Wasser unauflösbares, mit Zellstoff vermisches, wenig flüssiges Mark hervortrieben und das Nevriem noch einige Elasticität und gröfsere Festigkeit zeigte, und der *wirklich entzündete* Nerve aus dem Lumen des Nevriems keine Papille hervordrücken läfst, und die Nervenscheide selbst sich pralligt anfühlt. „Diese Nervenstücke, fährt der Verf. fort, diagonal zerschnitten unter ein Son-

nenmicroscop gebracht, geben in Hinsicht der Stellung und Figur der Markkörperchen einen noch bedeutenderen Unterschied. Im gesunden Nerven stehen diese Körperchen, welche die Grundfaser des Nervenmarkes ausmachen, als kleine, sphärische Moleculen dicht neben einander; — im typhösen Nervenstücke sind sie größer, fast elliptisch, und haben zur Grundlage ihrer Faser gerechnet, eine andere Stellung genommen (dem Recn. unverständlich), nach 12 Stunden nach dem Tode treiben sich zwischen diesen Körperchen kleine Gasbläschen hervor; — die Masse des entzündeten Nervenstückes ist fast ganz in ein unregelmäßiges krystallinisches Gefüge zusammenschmolzen und compacter geworden." Also gleich zieht der Hr. Verf. hieraus den *allgemeinen* Schlufs, den er nicht etwa als Hypothese, sondern als Erfahrungssatz angesehen wissen will: „Mit Gewißheit wissen wir also, daß die Cohäsion des Nervenmarkes aller 3 Nervenstücke eine verschiedene ist u. s. w. Gewiß (?) wissen wir, daß die in das Nevrilum eingesenkten Arterialenden die eigentlichen Erzeuger des Principis sind, was die Alten Nervenfluidum, wir aber unter allerley wechselnden Benennungen das wirksame imponderable Agens (das wirksame Agens!) des Nervensystems genannt haben. Daß dieses Agens durch seinen Vermittler, das Nevrilum, in der feinsten Gasform zum Nervenmarke überströme, und da sigirt werde, ist höchst wahrscheinlich. — Also Aufhebung der normalen Cohäsion des Nervenmarkes (S. 16) wäre bey zwey wichtigen Krankheitsformen, welche wir in der Erscheinungswelt mit Entzündung und Typhus bezeichnen, als Erfahrungssatz und nicht als Hypothese gesetzt u. s. w." Dann S. 17: „Die Aufhebung der normalen Cohäsion des Nervenmarkes scheint für unsere gröbere Sinnesanschauung genommen nur eine zweyfache zu seyn; der entzündliche Zustand zeigt Steigerung, Condensirung, der typhöse Aneinanderweichung, Zurücktretung vom Normalzustande. — Gewiß also ist die Aufhebung der normalen Cohäsion Ursache (? wo bleibt die Logik Hr. Verfasser!) der Entzündung und des typhösen Zustandes; *wahrscheinlich* ist es, daß jene durch Steigerung, dieser durch Zurücktritt des Lebens herbeygeführt werde." — Sapienti sat! Jeder aufmerksame Leser wird, ohne eine Auseinandersetzung des Recn., das Beschränkte und Unvollständige in den Untersuchungen des Hrn. Verfs., das Oberflächliche, durchaus nicht Genügende in der Angabe der Untersuchungsobjecte, das Mangelhafte in der so leicht täuschenden Untersuchungsweise, die auffallende Voreiligkeit in Aufstellung eines Erfahrungssatzes, die Sprünge im Schließen, das Hy-

pothetische des Principis des Imponderablen sehr leicht bemerken.

Die auf das oben Angeführte gestützten Erklärungen der Symptome im Beginnen und Verlaufe des Nervenfiebers, der Entstehung des hitzigen und des schleichenden Nervenfiebers mag, wer Lust hat, in der Schrift nachlesen. Wir sprechen nur noch von seiner Therapeutik. Da Hr. Weinhold weder das ursprüngliche Nervenfieber von abgeleiteten, weder das durch Ansteckung entstandene von dem durch andere Ursachen erzeugten, noch das ansteckende von dem nicht ansteckenden unterscheidet, so läßt sich leicht einsehen, wie wenigen Anspruch auf Genauigkeit und Vollständigkeit seine angeführte Behandlungsweise machen könne, welche er bey der Dresdner Epidemie im vorigen Jahre befolgte; doch ist sie im Ganzen genommen auf *gemäßigete* Grundsätze gestützt. Der Hr. Verf. berücksichtigt besonders das Schwanken und Wechseln der Zufälle (hier scheint er an das *gemeine* Nervenfieber gedacht zu haben); hält es (S. 53) für schwer, eine allgemein passende Behandlung des Nervenfiebers anzugeben; glaubt (S. 56), daß dieselbe weder eine rein erregende, noch eine rein antiphlogistische seyn könne; und rüget S. 70 und 71, daß der Terrorismus einiger Athleten in der Medicin fast das ganze kultivirte Europa bestimmen konnte, nicht mehr an die Möglichkeit eines (nöthigen) Aderlasses im Nervenfieber glauben zu dürfen, daß aber jetzt Hr. *Marcus* in Bamberg auf das andere Extrem gefallen sey. Der kalten Umschläge und Begießungen wird mit wenigen Worten bloß erwähnt.

Sehen wir nun auf das Ganze der vorliegenden Arbeit, so müssen wir bemerken, daß der Inhalt dem Titel der Schrift nicht entspreche; denn wir finden darin äußerst wenige kritische Blicke überhaupt, und das, was etwa beurtheilt und gerügt wird, ist durchgehends längst bekannt, und hat nicht das Wesen des Nervenfiebers, sondern bloß die fehlerhafte, besonders die Brown'sche Behandlungsweise zum Gegenstande. Überhaupt ist nicht zu verkennen, daß Hr. *W.* sich nur beeilet habe, durch diese Schrift seinen vermeinten Fund der verminderten Cohäsion des Nervenmarkes als sogenannter nächster Ursache des Nervenfiebers, der Welt bekannt zu machen. Hierbey aber hätte er bedenken sollen, daß ein Mann, der sich in der literarischen Welt einen *geachteten* Namen zu verschaffen wünscht, auch diese literarische Welt selbst mehr achten, und mit so gehaltlosem Geschreibsel verschonen müsse, dessen wesentlicher Gegenstand höchst einseitig aufgefaßt, und weder begründet noch durchgeführt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 65.

Dienstag, den 16. August

1814.

Medicin.

Nro. 1. Kritische Blicke auf das *Wesen des Nervenfiebers* und seine *Behandlung*; von *Carl August Weinhold* etc.

Nro. 2. *Das Nervenfieber im Jahre 1813* (.) und eine zweckmässige *Behandlung desselben* für Privat- und Militärärzte, von *Dr. Joh. Chr. Gottfried Jörg* etc.

Nro. 5. *Erfahrungen über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazarethfiebers* und über die Mittel, seine Entstehung und Verbreitung von den Lazarethen aus zu verhüten (.) und sich vor Ansteckung zu sichern. Von *Dr. Ernst Horn* etc. (*Fortsetzung.*)

Der rühmlich bekannte Verf. von Nro. 2, Herr Prof. *Jörg*, liefert hier eine Schilderung des Nervenfiebers, wie es im verflossenen Jahre in Leipzig wüthete, und eine Mittheilung der Behandlung, die er, nachdem viele seiner Freunde, Collegen und Schüler um und neben ihm rettungslos gefallen waren, die Anweisung der Schule verlassend, und einen eignen Weg betretend (S. III.) mit mehr Glücke, wie er versichert, einschlug. In der Einleitung S. 1—15 beleuchtet der Hr. Verf. gut und umfassend die physischen und psychischen Momente, welche die Entstehung der Nervenfieber im Jahre 1812, die Verbreitung und Steigerung derselben zur Bösartigkeit im J. 1813, theils vorbereiteten, theils wirklich verursachten. S. 16—44 wird der Verlauf des Nervenfiebers im J. 1813 geschildert, S. 45—63 über das Wesen desselben rasonnirt, S. 63—104 die Behandlung aus einander gesetzt, und S. 105 u. 106 ein Vorschlag in Hinsicht der Krankenwärter angehängt. Der nähere wesentliche Inhalt dessen, was unter diesen Aufschriften vorkommt, ist folgender: Das Nervenfieber entstand in dem J. 1813 unverkennbar

Achstes Heft.

(S. 16) auf zweyerley Weise: entweder durch Ansteckung, oder durch eigene Ausbildung im menschlichen Körper. Doch war man nicht im Stande, einen in die Augen springenden verschiedenen Verlauf des der Entstehung nach verschiedenen Leidens anzugeben, wohl aber unterschied es sich nach dem Ausgange: denn größtentheils starben alle diejenigen, welche angesteckt worden waren. Die Ansteckung wirkte oft lange — (vier, sechs, acht Wochen und darüber?) — im Stillen (S. 17), und gab sich nur durch Verwandlung der Augen und der Haut, durch Veränderung der Gesichtszüge, Umstimmung des Temperaments, Abmagerung, Unlust zum Arbeiten u. dgl. zu erkennen. Diesen folgte Schwere des Körpers, vorzüglich des Kopfes, Mattigkeit und bohrender Kopfschmerz u. s. w. bis Fieber, das den eigentlichen Ausbruch des Übels bezeichnete, hinzutrat. Durch das Fieber, welches nach seiner Ausbildung unregelmässig exacerbirte, trat die Krankheit, wenn sie eine Folge der Ansteckung war, in ihrem jedesmaligen individuellen Charakter hervor. Die Kopfschmerzen, in der Gegend des Wirbels vorzüglich empfindlich, wurden darnach stärker, das Gesicht und die Umgebungen (?) der Augen röthter, die Augäpfel selbst glänzender, der Mund und die Zunge trockener, das Athmen schneller und beschwerlicher, die Haut heisser. — Je nachdem nun das Nervenfieber mehr den rheumatischen, gallichten oder einen anderen Charakter (S. 19) annahm, um so mehr gesellten sich auch anfänglich, oder doch bald nachher die Aufserungen desselben hinzu. Im Winter von 1812—1813, und im Frühlinge des letztern Jahres verlieh die Krankheit mehr rheumatisch, dagegen sie während des darauffolgenden Sommers und Herbstes, und sogar im Winter von 1813—1814 unter einem mehr gallichten Charakter auftrat. (Rec. bittet diese wichtige Verschiedenheit von dem, wie es sich nach Horns Beobachtung in Berlin mit den Verbindungen des Nervenfiebers verhielt, nicht zu übersehen.) Zur Zeit des rheumatischen Verlaufes schien nächst den Ex-

tremitäten und dem Kopfe der rheumatische Reitz (die eigenen Worte des Hrn. Verf.) die Lungen und die übrigen Organe der Brusthöhle zu ergreifen; mit der Vermehrung des Fiebers brachen daher auch die Äußerungen der vermehrten Activität in diesen Organen, ja sogar die Spuren der Entzündung hervor. Der Puls wurde außerordentlich beschleunigt, aber nie eigentlich hart; der Schleimauswurf aus den Bronchien vermehrte sich bald, war öfters mit Blute vermischt; der Husten ward hier sehr beträchtlich, und der Brustschmerz unausstehlich. Erreichte das Nervenfieber einen hohen Grad (S. 21), so verschwanden gewöhnlich die rheumatischen Symptome, und die heftigeren Äußerungen des Typhus traten an ihre Stelle. Gelangte der Kranke aber zur Genesung, so traten die rheumatischen Leiden wieder in dem Grade hervor, in welchem die nervösen verschwanden. (Ein von dem Recn. sehr oft beobachteter Gang.) — Während das Nervenfieber sich in (mit) einem mehr biliösen Charakter zeigte, waren bitterer Geschmack, Mangel an Eßlust, Ekel, Übeligkeiten, gelbe Farbe u. s. w. nebst den eigentlichen nervösen Vorempfindungen, die Vorläufer. Mit dem Fieber stellte sich gewöhnlich Erbrechen von gallichtem Schleime, jedoch ohne Erleichterung, vielmehr mit schnell darauf folgender Erschöpfung ein. Die mit dem Erbrechen gewöhnlich verbundene gallichte Diarrhoe verschaffte hingegen, wenn sie nicht übermächtig wurde, noch die meiste Erleichterung. Selten war diese Ausleerung des Darmkanals mit heftigen Schmerzen verknüpft, ausser wo sich die Zeichen einer Leber-, Magen- oder Milzentzündung einfanden, als zu welchem Grade die Krankheit auch zuweilen gesteigert wurde. Auch hierbey litt der Kopf vorzüglich. Die Brechmittel zeigten sich hier fast jedesmal nachtheilig.

Der Hr. Verf. zählt nun unter die *charakteristischen Zeichen (Zeichen) des Nervenfiebers von 1813* zuerst das so außerordentlich beträchtliche Leiden des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns, das sich durch heftige bohrende Kopfschmerzen, Schwindel, theils Irrereden und Rasereyen, theils allgemeine Betäubung, schweres Hören, erschwerte Sprache, Lallen, bisweilen an völlige Unbeweglichkeit gränzende Schwere der Glieder und des Kopfes äußerte; *zweytens* (S. 24) vom Anfange bis zum Ende der Krankheit außerordentlich schnelles Schlagen der Arterien, aber selbst bey sichtbarer Entzündung mancher Organe, ja sogar des Herzens, wovon Hr. J. einen Fall beobachtete, ohne deutliche Härte (?). Es waren, sagt der Hr. Verf. (das.) nur gleichsam die Wände der Adern hart, der Pulsschlag selbst wurde ganz weich und klein gefühlt. (Rec. ist überzeugt, daß bey har-

ten Wänden der Arterien auch der Puls hart seyn müsse, wohl aber schwach und klein seyn könne.) Ferner war (S. 25) das Blut der Nervenfieberkranken dünn, aufgelöst und arm an Gelatina, und freywillige Blutflüsse sehr gewöhnliche Erscheinungen im Gefolge des Nervenfiebers. Mit der Bedeutung des Nasenblutens verhielt es sich jedoch bey den französischen Soldaten, welche im Feldzug 1812 durch den Frost so sehr gelitten hatten, in den Monaten Jänner, Februar, März und April 1813 ganz anders, als bey den Leipziger Einwohnern im November und December 1813 und im Jänner 1814; dort deutete es gewöhnlich auf den baldigen Tod, hier, ungeachtet es oft wiederholte, und bisweilen beträchtlich war, minderte es den Kopfschmerz und das Fieber fast augenblicklich, und bedingte überhaupt gewöhnlich die Besserung. Ein *drittes* beständiges Phänomen war die außerordentliche Hitze des Körpers, die durch äußere Wärme und reizende Medikamente sehr schnell vermehrt wurde. Mit der Hitze und mit der Beschaffenheit des Blutes (S. 27) standen die Petchien in der genauesten Verbindung; sie wechselten jedoch in Hinsicht auf Anzahl, Größe und Farbe. Meteorismus wurde selten in einem hohen Grade bemerkt. In Hinsicht des Muskelsystems stellte sich gewöhnlich gleich Anfangs ein allgemeines Zittern in den Extremitäten und den Muskeln des Halses und des Rumpfes ein, welches nach und nach in ein häufiges Flechsenspringen überging; auch gesellten sich zuweilen Convulsionen hinzu. Sehr gewöhnlich wurden Versetzungen, besonders in die Parotiden, beobachtet; die Nervenfieberkranken lagen sich besonders in den Spitalern (S. 30) leicht durch, und der Decubitus ging dort, wo der Typhus unter einem böartigen Charakter verlief, und bey der Sorglosigkeit der Wärter, schnell in Brand über; seltener, aber doch immer häufig genug wurde das freywillige Absterben und darauf folgender Brand durch das Nervenfieber hervorgebracht. Die Kranken seufzten (S. 45) allgemein nach frischer kalter Luft, und kaltem Getränke. Selterwasser, Weißbier, Milch, kaltes Wasser mit und ohne Citronensaft wurden gern getrunken, und am besten vertragen. Reizende Mittel, bey deren Gebrauche sich die Kranken häufig beschwerten, bekamen auch nicht. — Was von der Dauer, dem bald raschen bald trägeren Verlaufe, und den Ausgängen der Krankheit erzählt wird, deutet keine besondere Abweichung von dem Gewöhnlichen an; sehr spät erlangten die Reconvalescenten ihre Kräfte wieder; sie hatten durch die Krankheit sehr gealtert; Recidive waren eben so häufig als verderblich. — Der Tod erfolgte (S. 38) theils ruhig, theils in einem Fieberparoxysmus (?) unter catarrhus suffo-

cativus oder unter Apoplexie, wo bisweilen Zuckungen der Lähmung unmittelbar vorangingen. — Die Leichen gingen meistens sehr schnell in Fäulnis über. Von dem Befunde der vom Herrn Verf. ganz allein unter gehöriger Vorsicht unternommenen Leichenöffnungen, welcher nach dem oben Gesagten sich leicht errathen läßt, stehe für Herrn Marcus nur Folgendes mit den Worten des Hrn. Verfs. hier: „In der Höhle des Kopfes (S. 40) wurde die weiche Hirnhaut mit vielen Adern (wie immer, Rec.) durchweht gefunden, welche gewöhnlich mit einem ganz dünnen Blute beträchtlich angefüllt waren. Eigentliche Entzündung oder Ausschwitzungen habe ich nirgends in diesen Häuten entdecken können. Dasselbe gilt auch von dem großen und kleinen Gehirn; auch in ihm waren die Venen stark mit Blut angefüllt, allein nirgends zeigte sich eine Färbung der Hirnsubstanz. In den Ventrikeln war die Flüssigkeit in etwas größerer Menge zugegen als sonst, auch habe ich dieselbe bisweilen ins Gelbe schillernd gefunden. Zu verkennen war es nicht, daß das gesammte Gehirn beträchtlich zusammengefallen war. In den größeren Nervenästen, und am auffallendsten im Rückenmarke zeigte sich grobe Weichheit (Wasser auf Hrn. Weinholds Mühle!), jedoch war nirgends eine Spur von Entzündung, und selbst nicht in den Umgebungen der Nerven zu entdecken.“ — Die ganze, hier nur in den wesentlichen Zügen ausgehobene Schilderung zeigt von genauer Beobachtung des Hrn. Verfs., sie ist ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der verderblichen Wirkungen des glücklich beendigten Völkerkrieges, und sichert dem Hrn. Verf. den Dank seiner Collegen. „Das Wesen des Nervensystems (sagt der Hr. Verf. S. 45) besteht in einer zu hohen Thätigkeit des Gehirns und der Nerven, in einem Fieber der Nerven, welches sich den übrigen Systemen des menschlichen Körpers in einem höheren oder niederen Grade mittheilt und mittheilen muß, da die Nerven in die Masse aller andern Organe hineingewebt sind. Wie bey dem gewöhnlichen Fieber das Ader-system vorzüglich zu hohe Thätigkeit zeigt, indem es das Blutschneller umtreibt, so im Nervenfieber vorzüglich das Gehirn und die Nerven.“ Die Beweise hiervon, deren nähere Prüfung wir hier nicht beabsichtigen, beliebe man in der Schrift selbst nachzusehen. Wir gehen an die von dem Verf. angegebene Behandlung des Nervenfiebers. Nachdem derselbe sich bemühet hat, zu zeigen, daß weder die reizende noch die rein antiphlogistische, weder die auflösende noch die antiseptische Heilmethode dem Wesen des Nervenfiebers entspreche, stellt er S. 68 folgenden Satz auf: *Mäßigung, Beruhigung der überthätigen Nerven, mit besonderer Berücksichtigung der individuellen*

Modificationen der Krankheit, muß dem Arzte bey der Heilung derselben höchster Grundsatz, höchste und erste Indication seyn. Nur erst dann, wenn der überthätige Zustand des Gehirns und der Nerven in Unthätigkeit übergeht, wenn das Nervenleben zu sinken beginnt, muß sich diese Indication ändern, dann müssen wir (S. 69) dem Gesunkenen, dem Gefallenen durch die reizende Methode aufzuhelfen suchen. Überhaupt muß die Behandlung nach den verschiedenen Stadien und Graden der Krankheit modificirt seyn. Um nun diese Behandlung näher zu bestimmen, gibt Hr. J. drey Perioden des Nervenfiebers an. Die *erste* schließt den Zustand der allgemein vermehrten Erregung, einer überthätigen Vitalität des gesammten Nervensystems in sich; die *zweyte* den Sopor und alle damit verbundene Erscheinungen, die, wie unser Verf. (S. 70) meint, durch Schwäche, Abspannung in der Peripherie des Nervensystems, in den Nervenspitzen, durch Plethora hingegen von Nervenflüssigkeit im Gehirn, im Centralpuncte erklärt werden können; die *dritte* und letzte Periode, welche durch die Zustände des ersten und zweyten Zeitraums veranlaßt werde, nennt Hr. J. die P. des Torpor's und der Paralyse. Alle drey werden durch die ihnen eigenen Erscheinungen kurz bezeichnet, dann die erforderliche Heilmethode und Mittel angegeben. Die *erste Periode* ist in der ärztlichen Behandlung des Nervenfiebers die Hauptangelegenheit für den Heilkünstler (S. 71). Glückt es ihm, das Feuer in diesem Zeitraume zu dämpfen, so erspart er sich und dem Kranken die folgenden. Mäßigung, Beruhigung der aufgeregten Nerven kann hier nützen. Hierzu dienen: *die Kälte*, die jedoch nur auf die Lungen einwirken soll; ausser der Winterszeit aber, und wenn das blosser Einathmen kalter Luft nicht im Stande ist, die Hitze zu mäßigen, soll man sich der Kälte im Wasser (S. 72) bedienen, und damit den ganzen Körper, vorzüglich Brust, Bauch und den Kopf mehrere Male des Tages, unter gehöriger Berücksichtigung der Hautausdünstung, waschen. Ferner werden auch Begießungen des Kopfes alle 2, 3—4 Stunden mit 6—12 Pfunden kalten Wassers, kalte Umschläge von Wasser und Essig auf den Kopf, und kalte und zugleich kühlende Getränke, als Wasser, Wasser mit Essig, oder Citronen- oder Mineralsäure u. dgl. angeführt; zu kalten Bädern hat sich jedoch Hr. J. (S. 73) nie entschließen können. Die Begießungen sollen so behutsam gemacht werden, daß dadurch kein, in diesem Stadium nicht erwünschter, mechanischer Reitz (keine Reitzung) hervorgebracht werde. Nächst der Kälte ist der überthätigen Nerven nichts so angenehm (S. 74) als eine gänzliche Ruhe des Körpers und des Geistes, daher auch Dämpfung des Lichtes, Ab-

haltung aller Besuche, allen Geräusches. Innerlich werden Mittel gefordert, welche die Nerven-thätigkeit zu mäßigen, das Leben gleichsam anzuhalten im Stande sind, ohne zugleich zu schwächen, was die meisten unserer kühlenden Mittel thun. Die Erfahrung zeigte unserem Verf. (S. 78) als zweckmässig Mineralsäuren, Mohnsaamen und Kirschen. Er liefs nie mehr, öfters aber weniger als eine Drachme verdünnter Schwefel- oder grüner Salzsäure zu acht Unzen Kirschwasser zusetzen, und diese in 20—24 Stunden verbrauchen. Von den Mohnsaamen liefs er eine halbe bis ganze Unze zu 6—8 Unzen Kirschwasser nehmen, um eine ziemlich gesättigte Milch zu erhalten, von welcher alle Stunden, während der Exacerbation auch wohl alle halbe Stunden, ein reichlicher Eßlöffelvoll gereicht wurde. Bey den Kirschen wurde der in den Kernen enthaltene narkotische Stoff (die Blausäure) mit benützt. „Mit einem dieser Mittel, vorzüglich aber mit der Emulsion, sagt Hr. J. S. 80, in den letzteren Monaten der Epidemie habe ich denn die ganze erste Periode der Krankheit hindurch continuirt, und ich habe dadurch öfters die zweyte Periode so gemäßiget, dafs anstatt des Sopors eine allgemeine Ruhe, ohne Schlafsucht, vorzüglich aber im Nervensysteme eintrat. Wenn der Sopor erscheinen sollte, erfolgte schon die Besserung, und deswegen wurden ohne Zweifel mehrere meiner Kranken schon am 9. oder 10. Tage ganz fieberfrey, wo sie bey einer andern Behandlung vielleicht der tiefsten Schlafsucht erlegen hätten.“ Der Verf. findet keine Schwierigkeit, dieses zu begreifen und sich zu erklären, aber Rec. glaubt, dafs der Verf. hier nicht den ansteckenden Typhus, sondern gemeine Nervenfeber vor sich hatte, die er überhaupt nicht gehörig von einander unterscheidet. — Zum Aderlasse hat Hr. J., da es ihm ratsamer schien, sich auf die Natur als auf die unsichere Kunst zu verlassen, sich nicht ein einziges Mal entschließen können; Blutigel dagegen hat er bey augenscheinlicher Plethora des Gehirns, bey Brustaffectionen, und bey anhaltendem Erbrechen durch Magenentzündung, an die leidenden Stellen gesetzt, mehrere Male mit baldiger Erleichterung versucht. Demungeachtet hält sich der Hr. Verf. S. 82 für fest überzeugt, dafs die Venaesection im Nervenfeber, welches mit Entzündung verknüpft ist, wichtige Dienste leisten müsse. Vesikatorien und andere ähnliche Reizmittel verwirft der Verf. in dieser Periode als schädlich. Die Guiton-Morveau'schen mineralsauren Räucherungen, obgleich das kräftigste Mittel, das Miasma zu zerstören und so die Ansteckung zu hindern, machen die Luft durch Bereicherung mit Oxygen zur Beschleunigung und Verstärkung des thierischen Lebens ge-

eignet, und müssen deswegen besonders in der ersten Periode mit Vorsicht gebraucht werden. Diefs ist die Basis der Cur des reinen Nervenfiebers in der ersten Periode; Modificationen, Complicationen desselben müssen allerdings, aber immer nur als Nebensache (S. 84), berücksichtigt werden. Tritt unter diesem Verfahren die Besserung ein, so stellt sich, nachdem das Fieber verschwunden ist, und die Nerven ruhig geworden, der Appetit meistens in einem hohen Grade ein, und macht (S. 85) alle sogenannte Roborantia überflüssig.

Um die *Cur in der zweyten Periode* gehörig einzuleiten, will der Hr. V. vorerst den Sopor in einen *gutartigen*, d. i. in eine wahre Nervenruhe, die den Nerven das gilt, was dem Müden, dem Erschöpften der Schlaf ist, und in einen *bösartigen* unterschieden wissen, in welchem nämlich die Schwäche, die Auflösung die Oberhand gewinnt, welcher leicht in den ewigen Schlaf übergeht. Im ersteren muß unser ärztliches Wirken (S. 89) auf einen dreyfachen Zweck ausgehen: 1) die Nerven auf alle mögliche Weise mit stärkeren Reizmitteln zu schonen, um sie nicht aus ihrer Ruhe zu stören und dadurch in einen zu überthätigen (!) Zustand zu versetzen; 2) der Anhäufung von Nervenfluidum in dem geschwächten Gehirn vorzubeugen; 3) die vegetativen Prozesse des Lebens auf alle Weise zu unterhalten und zu unterstützen, um die Auflösung zu verhüten, und das Erwachen des Nervensystems möglich zu machen. Um diesem dreyfachen Zwecke zu entsprechen, werden empfohlen: eine gemäßigte Luft des Zimmers, nicht mehr kaltes, sondern lauwarmes Getränk, Wasser mit einem leichten Weine gemischt, Aufgüsse von Pfeffermünze, Isopp u. dgl. die Milch von Mandeln, Hanfsaamen oder andern ähnlichen, aber auch die Schleime von Salep u. s. w., warme einfache, auch Kräuter-Bäder für den ganzen Körper, während der Kopf, und besonders der Scheitel, mit kaltem Wasser (S. 91) behandelt oder freigelassen wird, wobey jedoch das unbedingte Ausschütten und Herabgiefsen mehrerer Eimer kalten Wassers auf den Kranken nicht für gut gehalten wird. Vesikatorien und Sinapismen hat Hr. V. in dieser Periode nur (?) bey hervorstechenden Leiden der Brust und der Unterleibsorgane angewendet. Zur Erfüllung der dritten Heilanzeigen werden die blofsen geistigen Wässer, z. B. aqua cinnamomi, menthae piperit., hyssop. u. s. w. öfters schon für hinreichend, ferner der Kampher in kleinen, das castoreum in gröfsere Dosen, der liq. c. cerv., mit einem solchen Wasser vermischt, für sehr zweckmässig erklärt, womit nach Erfordernifs auch äußerlich geistige Waschungen, aromatische Pflaster verbunden wurden.

Verläuft der Sopor aber unter ungünstigen Aufse-
rungen, so bleiben zwar die, gegen den gutarti-
gen anempfohlenen drey Heilanzeigen, aber es
sind (S. 94) um sie zu befolgen, stärkere Mittel
nöthig. Hier mögen das Herabstürzen kalten Was-
sers auf den Kranken von einer gewissen Höhe,
Vesikatorien (?) und Senfteige eher nützlich seyn,
so wie innerlich die sog. Nervina, die Valeriana,
Serpentaria u. s. w., die versüßten Säuren, der
Kampher und Bisam gewiss an ihrem Orte sind.

In der *dritten und letzten Periode* des Nerven-
fiebers, bey dem Torpor und der angehenden Para-
lyse, kann das Wirken des Arztes in keinem glän-
zenden Lichte erscheinen. Unser ganzes Verfahren
besteht hier eigentlich (S. 98) in Belebungsversu-
chen durch Anwendung der stärksten uns zu Ge-
bothe stehenden Reitzmittel.

S. 100 sucht der Hr. Verf. den Einwendungen
gegen die hier ausgehobene Heilmethode zu be-
gegnen, wobey er mit Recht auf die zweckmäs-
sige Behandlung des ersten Stadiums sehr viel Ge-
wicht legt. Die Bestimmung der Nachkur (S. 101)
der vom Nervenfieber genesenden enthält nichts
eigenes.

Betrachten wir die von Hrn. Jörg beschriebene
Behandlungsweise ihrem Wesentlichen nach ge-
nau, ohne uns durch das Kirschenwasser und die
Mohnsaamenmilch irre machen zu lassen, und hal-
ten wir dieselbe mit seiner Schilderung der Zufäl-
le und des Verlaufes der Nervenfieber zusammen:
so finden wir, daß der Hr. Verf. dabey einer ra-
tionellen Empirie gefolgt sey, dadurch sich als
einen von Einseitigkeit und Vorurtheil mancher
Schule freyen Arzt gezeigt habe. Ungern vermisst
Ref. die Behandlungsweise der Vorbothen bey An-
gesteckten, um so mehr, da sie (S. 17) oft einige
Wochen dem förmlichen Ausbruche der Krankheit
vorangingen; auch bedauert er, daß die so wich-
tige medicinisch-polizeyliche Seite des Gegenstan-
des unberührt geblieben ist.

Der S. 105 u. 106 gemachte Vorschlag, um für
Militärspitäler immer gute Krankenwärter zu ha-
ben, bey den stehenden Heeren Compagnien oder
Regimenter zu bilden, welchen die Hülfleistung
der Kranken und Verwundeten im Spitale und auf
dem Schlachtfelde einzige Obliegenheit sey, und
diese Soldaten aus den älteren, ausgedienten und
moralisch besseren Leuten zu wählen, ist gut ge-
meint, und wenigstens der Hauptidee nach, beach-
tenswerth.

Papier und Lettern sind schön, der Druck aber
nicht sonderlich correct.

(Der Beschlufs folgt.)

Schöne Wissenschaften.

Amours et Remords. Histoire véritable par Mad.
la Comtesse ***. Paris 1814, et à Francfort
chez J. G. G. Schäfer. kl. 8. 376 S.

Adolph Graf *d'Armainville*, durch die Stürme
der französischen Revolution auszuwandern ge-
zwungen, sucht unter einem fremden Namen als
Handlungs-Commis zu Konstantinopel Zuflucht
wider die Härte des Schicksals, und Beruhigung
über den Verlust seiner Güter und Verwandten.
Die Ansicht Konstantinopels und des Bosphorus
entzückt ihn zu malerischen Beschreibungen, die
er, wie den ganzen Verlauf seiner Lebensereigni-
se, seinem Freunde, dem Chevalier *Surville*, in
Briefen mittheilt. Für einen Arzt verkannt, wird
er in das Haus eines alten kranken Türken, *Ach-
met's* (Ahmed's), gerufen, dessen Tochter *Esma* ihm
die erste und reinste Liebe einflößt. Ihre Bekann-
tschaft entwickelt sich im Laden des Kaufmanns,
wohin *Esma* und ihre Tante, von einem Neger be-
gleitet, Stoffe auszusuchen kommen. *Esma* be-
schenkt den Grafen aus Erkenntlichkeit für das
(durch einen herbeugerufenen Wundarzt) geret-
tete Leben ihres Vaters mit einem kostbaren Rin-
ge, und *Ahmed* erzählt ihm bey dem Wiedersehen
die traurige Geschichte der Mutter *Esma's*, *Zuli-
ca* (Suleicha), seiner einzig geliebten Gattinn, die
von ihren Nebenbuhlerinnen im Harem vergiftet
worden. Da dem Vater *Esma's* der wechselseitige
Eindruck der jungen Leute nicht entgangen war,
glaubte *d'Armainville* ihn aus Pflichtgefühl hier-
über beruhigen, und sich entfernen zu müssen. Er
zieht mit der Familie des französischen Kaufmanns,
dem er als Commis dient, von dem er aber nun,
durch den Verlust einer Adresse, als Graf erkannt
worden, nach Belgrad, dem schön gelegenen Dor-
fe, in der Nähe der Mündung des Bosphorus, wäh-
rend *Ahmed*, mit dem Vorsatze seine Tochter zu
verheirathen, seine Wohnung am Kanale verläßt.
Dieser Trennung macht eine Feuersbrunst ein En-
de, bey welcher *d'Armainville* seine Geliebte aus
den Flammen rettet, und von ihr das erste Ge-
ständniß ihrer Liebe empfängt. Der Vater, gerührt
über die heldenmüthige Aufopferung des Jünglings,
will seine Tochter nicht fürder zur Heirath zwin-
gen, stirbt aber an den Folgen der Feuerwunden,
und hinterläßt *Esma* in den Händen seiner Schwe-
ster *Zelima* (Suleima) und ihres Gemahls *Moch-
met* (Mohammed, falsch ausgesprochen Mehmed).
Maltor, der französische Kaufmann, dem *d'Ar-
mainville* als Commis dient, trägt ihm aus Inter-
esse der Freundschaft zuerst eine seiner Töchter
zur Frau an, und als *A.* den Antrag mit Verlegen-

heit ausschlägt, hat *M.*, der die wahre Ursache seiner Entschuldigung aus den öfteren Besuchen der jungen Türkin erräth, Großmuth genug, ihm seine Dienste anzubiethen, indem er ihn zugleich wider die Gefahren seiner Absichten und leidenschaftlichen Wünsche warnet. *A.*, aus dem Dienste *Ms* mit einem ansehnlichen Theil von Gewinnst entlassen, hat den Einfall, sich in eine griechische Modenhändlerinn zu verlarven, um als solche in dem Hareme des Oheims *Esma's* Eingang zu suchen. Sein Anschlag gelingt über alle Erwartung (und wider alle Wahrscheinlichkeit); er hat das Glück, nach einigen Malen *Esma* allein zu sehen, seine Liebe zu gestehen, und seine Besuche als Blumenzeichenmeisterinn fortzusetzen, bis er endlich eines Tages erkannt, seine *Esma* dem gezückten Dolche ihres Oheims, der die Entheiligung des Harems mit ihrem Blute zu waschen droht, nur durch das einzige Mittel, das ihm zu ihrer Rettung angebothen ward, nämlich durch die Bekehrung zum Islam, entreißt. Früheren Versuchen sie zu entführen, wozu sich auch der gute *Maltor* werththätig bewies, widerstand sie durch die Kraft eines, ihrem Vater auf dem Todtbede abgelegten Eides, nie des jungen Franken, ihres Lebensretters, Frau zu werden, wenn er nicht in den Schoofs des Islams trette. Durch diese Nothbekehrung blieb *A.* eine Zeitlang den Blicken des guten *M.* entzogen, der endlich, nachdem er ihn ausgeforscht, hiervon seinem Freunde, dem Chevalier *Surville*, Nachricht ertheilt. *A.* vergift im ersten Taumel der Liebe die Gewissensbisse des Glaubensabfalls, die sich seiner erst nach und nach, und am heftigsten am Ostersonntage bemächtigen, wo er aus Zufall an der Kirche St. Maria zu Pera vorbeigeht, und durch das Halleluja der Christenschaar zur lebendigen Gewissensfolter seines Abfalls erweckt wird. *Esma*, welcher der Kampf zwischen Religion und Liebe in dem Herzen ihres *A.* nicht entgeht, kränkt sich und kränkelt, und welkt sichtbar dahin, bis sie endlich dem heftigen Anfall eines hitzigen Fiebers unterliegt. Sogleich erwacht in ihrem Geliebten das Pflichtgefühl der Sühnung seiner Schuld in der lebendigsten Stärke; er geht zum Mufti, gibt sich selbst als einen abtrünnigen Moslim an, weiset alle Ausflüchte, welche ihm das Haupt des Gesetzes, aus Mitleiden sein Leben zu retten, darbeut, zurück, und stirbt als ein öffentlicher Beichtiger seiner Schuld und Martyrer des wiederbekannten Christenthums unter dem Beile.

Diefs ist das Skelett des vor uns liegenden französischen, von einer deutschen Frau geschriebenen Romanes, die wir uns hier nicht anders als unter dieser Benennung zu bezeichnen befugt halten, mit der sie einen in den vaterländischen Blät-

ter vor einigen Wochen eingerückten, an deutsche Frauen gerichteten Aufsatz unterzeichnet hat. Wenn sie dort mit Recht wider den Firlefanz französischer Moden und den sklavischen Tribut eifert, welchen deutsche Frauen den Modenhändlerinnen des Auslandes abtragen, so muß Rec. hier vor Allem wünschen, daß auch dieses Buch lieber deutsch als französisch geschrieben wäre, wiewohl in dem leichten und flüssigen Style nur wenige Franzosen die Ausländerinn erkennen dürften. Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen sollten sich lieber das Vergnügen, ins Französische übersetzt — oder nicht übersetzt zu werden, aufsparen, als der französischen Lesewelt im Auslande (und leider auch im Inlande) durch französische Composition im Voraus entgegen zu kommen. Gutgeschriebene deutsche Romane werden weit häufiger als andere deutsche Schriften ins Französische übersetzt, und so hat der *Agathokles* unserer vortrefflichen Frau Pichler bereits mehrere französische Übersetzungen und Ausgaben erlebt. Ungeachtet dessen hat Frau von Staël in ihrem Werke *Sur d'Allemagne*, die Verfasserinn des *Agathokles*, die erste lebende Schriftstellerinn Deutschlands, mit einem vornehmen Stillschweigen beehrt, das um so ehrenvoller, als nur weibliche Schriftstellereifersucht die Frau von Staël veranlaßt haben kann, dieselbe nicht einmal zu nennen, während so manche andere wenig oder gar nicht gekannte Namen von Frau von Staël aus bloßer Vorliebe für die *Dioscuren* der neuen Schule hervorgezogen werden. Ohne der Rüge des Anzeigens des Werkes der Frau von Staël in dieser Literaturzeitung vorgehen zu wollen, wollte Rec. diese Gelegenheit, seinen Unwillen über diese Ungerechtigkeit einer berühmten Schriftstellerinn an den Tag zu legen, nicht vorbegehen lassen, damit wenigstens ihn nicht der von französischen Journalen den deutschen gemachte Vorwurf, als ob sie sich erst etwas spät über Ungerechtigkeiten ärgerten, treffen möge.

Was das Interesse unsers Romanes betrifft, so gewährt derselbe aufser dem der angenehmen Schreibart noch das doppelte, daß das Ende der Geschichte rein historisch auf eine Begebenheit, die sich wirklich vor mehreren Jahren zu Konstantinopel zutrug; gegründet ist, und zweytens, daß die Verfasserinn die Scenen des Landes und die Sitten getreu ausmahlte. Mehrere Stellen tragen unverkennbar das Gepräge der Selbstsicht der Frau Verfasserinn; z. B. bey der Beschreibung des Spaziergangs der süßen Wasser *Kiahad Chan* (nicht *Keagbig Khané*): „Des Turcs vêtus d'étoffes de couleurs éclatantes et la tête ornée de shals ressembloient à un parterre de tulipes.“ Unter den Druckfehlern des sonst correcten und saubern Dru-

ckes muß Rec. nur einen einzigen sehr sonderbaren bemerken, wo *Esma*, die Heldinn des Romanes, die zu Ende desselben sechzehn Jahre alt ist, zu Anfang desselben durch eine Eigenmächtigkeit des Druckers um ein ganzes Decennium älter, mit vollen *vingt-six*, auftritt.

Die Kinderwelt. Ein Gedicht in IV Gesängen, von F. A. Krummacher. Neubearbeitete Ausgabe. 8. Duisburg und Essen 1813, bey Bädeler und Kürzel. 288 S.

Es ist bisher öfter gesagt als beachtet worden, daß die didactische Poesie ebendesswegen, weil sie Belehrung zum letzten Zwecke hat, und in ihr die Kunst nur als verschönerndes Darstellungsmittel, also subordinirt, erscheint, eigentlich gar nicht Poesie genannt werden dürfe. Wenn sie daher demungeachtet noch auftreten will, so kann man doch mit allem Rechte von ihr fordern, daß sie diesen Mangel an Selbstständigkeit durch gewählte Bilder, neue, tief aufgefaßte Ideen, und, was die Form betrifft, durch rhythmisch und harmonisch gebildete Verse ersetze. Das vorliegende Gedicht befriedigt keine dieser ohnehin schon herabgestimmten Forderungen. Der Verfasser hat höchst wahrscheinlich *Gutsmuths* oder eines andern Pädagogen Schrift über die Kinderspiele vor sich hingelegt, die Spiele, wie sie nach den Jahreszeiten wechseln, zusammengestellt, und beschreibet nun jedes Spiel in steifen, fünffüssigen Jamben. Durch diese Anordnung zerfällt das ganze Gedicht in vier Gesänge, deren jeder von einer einzelnen Jahreszeit den Namen führt, und dieß ist der lockere Faden, durch welchen die verschiedenartigen Bestandtheile in ein Ganzes zusammengehalten werden sollen. In Vergleichen ist Hr. K. sehr unglücklich, seine Bilder sind gemein und gesucht, seine Bemerkungen sind größtentheils schief und unrichtig. Rec. ist nicht in Verlegenheit für diese Behauptungen Belege aufzuführen, sie biethen sich auf allen Seiten des Gedichtes von selbst an. Wer wird z. B. nicht über folgende Schilderung des Hohlkreisels (S. 14 u. f.) lächeln?

Horch! während sich in schäckigem Gewühl
Gleichförmig hundert Kreisel drehn, erhebt
Ein großer Tiegel auf dem glatten Damm
Die tiefe Stimm' und heulet. Also heult
Der Sturm, wenn sich vom Pic des Vorgebirgs
Das Ochsenauge trennt, und übers Meer
Hintobt. Der kühne Steuermann erblafst,

Und zitternd hört das Schiffsvolk den Orkan.
So steht erstaunt der Knaben lauter Schwarm,
Die Peitsche sinkt, das Heer der Kreisel ruht,
Und nur allein der hohle *Heultopf* brüllt.

Den Ton eines Hohlkreisels mit dem Wüthen eines Meersturmes, und das kindische Staunen der Knaben mit der angstvollen Beklemmung der Schiffsmannschaft zu vergleichen, ist doch etwas zu arg. — Man höre aber nun noch des Verfassers Betrachtung hierüber:

Lern hier du grofse von der kleinen Welt
Das Wort des weisen Dichters an den Freund:
„Nichts anzustauen!“ oder — denn das ist
Der Lehre Sinn — zu rechter Zeit und bald
Im Staunen aufzuhören! — Nur zu oft
Erhob sich auch im Kreis der Bürgerwelt
Ein *Brummer*, hohl und *dick*, mit Gravität.
Das Pöbelvöcklein staunt' ihn an, und sah
Aus seinem Staub gebückt zu ihm empor.
So schuf es sich die Dionyse selbst,
Die es zerfleischten, und Philippus Sohn
Ward ein gehörnter Zeus. u. s. w.

An einem andern Orte (S. 33—34) vergleicht er den Knaben, der im Frühlinge sich zum Ballspiele entkleidet, und dann mit nackter Brust und funkelnden Augen zum Spiele eilt, mit — einer Schlange! — Doch man vernehme ihn selbst:

Also strahlt der Blick
Der Schlange, wenn nach langem Winterschlaf
Sie neubelebt, im hellen Sonnenglanz
Die Haut abstreift. *Sie dreht sich hin und her,*
Bis sie verjüngt entschlüpft, und wie ein Held
Im neuen Harnisch glänzt; von Kraft durchströmt
Hebt sie das Haupt, und spielet mit dem Halm,
Die Augen glühn, ein Diamantenpaar —
So auch der Knaben Schwarm auf grünem Plan.

Des Verfassers Bemerkungen über die Einrichtungen der Natur sind manchmal wirklich recht drollig; S. 48 erzählt er z. B. von der Geschicklichkeit der Knaben, Vogelneste aufzufinden, von ihren mannigfaltigen Bemerkungen über den Bau des Nestes, die runde Form der Eyer, und:

„wie aus der Schale wohl
Ein lebend Vöglein kommen möge!“

und schließt dann mit dem Ausrufe:

So
Enthüllt (?) dem frommen Kinde die Natur

In keuscher Weis', und lieblichster Gestalt
Ihr zartes und geheimstes Heiligthum.

S. 49 aber heisst es:

Fürwahr es ist doch lieblich anzuschau'n,
Wie die Natur des Kleinen sich erbarmt!
Mit grünen *Windeln* schmückt sie, und umhüllt
Das Rosenknöspchen, das kein kalter Hauch
Es kränken mag. Der liederreichen Brust
Des Vögleins flösste sie ein *Theilchen* ein
Vom eignen Geiste zarter Lieb' und Kunst. —
So bilden sie des Nestes feinen Bau,
Und polstern es mit Flaum und weichem Moos.

Der Art des Unterrichtes, die der Verf. S. 51 vor-
schlägt, werden wahrscheinlich die Kinder mehr
bestimmen, als ihre Ältern, er will nichts von
einer Schule wissen:

Weg mit der Schule kaltem dumpfen Pferch,
Aus dem mit kalten abgestumpften Sinn
Der Knab' enteilt! Ihm sey die Schul' ein Spiel,
Wo er zur künft'gen Lebens-Harmonie
Die Stimmung rein empfängt! Was nützt ihm
Der Katechismen dürrer Zwang? was sein
Buchstabengott? —

Schule, Lehrer, systematische Bildung sind ihm
besonders verhasst:

Vernelmt mein kleines Lied! (sagt er S. 9) Dem *Finsterling*,
Der von der Gloss' und Syllogismen trieft,
Dem sing' ich nicht.

Die *dumpfe* Schule, der *strenge*, der *finstere* Mei-
ster — sein Auge *umhüllt von langen Braunen* —
mit *fürchterlichem* umherblickend, dessen *dürre*
Hand nach dem *Stabe* zucht, — das sind die rei-
tzenden Bilder, mit welchen er den Kindern ihre
Lehrer bey jeder Gelegenheit empfiehlt. Überhaupt
scheint ihm alles Regelmässige ein Gräuel zu seyn,
deshalb schimpft er denn auch S. 135 auf die Er-
findung der Uhren:

Die Klügeley,

Die sich vermafs, der Horen raschen Flug
Vom engen Kreis der Ziffern-rings umschränkt,
Zu hemmen, und die Stundenuhr ersann!
Das Ding voll Wankelmuth! — — — — —
— — — — — Allein
Des Schulstaubs Slaven, und dem Hungrigen

Schleicht sie (die Zeit) den trägen Gang, der Schnecke gleich,
Bevor vom Thurm der *unterjochten* Welt
Ihr Ruf ertönt. Drum ist dem Knabensinn
Das Uhr- und Stundenwerk mit *Recht* verhasst.

Zum Schlusse mag noch eine Äusserung des
Verfassers hier stehen, die ihm über seine eigene
Kunst, die Poesie entföhrt, und die zu charakte-
ristisch ist, um übergangen zu werden. Er spricht
nämlich S. 46 von der Gewohnheit mancher Hir-
ten, dem Rinde eigene Namen beyzulegen, und
sie bey diesen zu sich zu rufen, und schließt dann
S. 47 mit der Bemerkung:

So schafft er (der Hirt) sich durch *eigne Poesie*
Mit einem Wort in seiner kleinen Welt
Das Glänzendste, und was sein Herz begehrt.

Rec. gesteht, das er das Wesen der Poesie bis-
her in etwas ganz anderem gesucht habe, als in Er-
findung willkürlicher Benennungen für das Vieh,
und das er noch sehr versucht ist, zu zweifeln,
ob auch wohl Hr. K. eigentlich wisse, was Poesie
ist? — Übrigens werden die mitgetheilten Proben
hinreichend seyn, das oben gefällte Urtheil über
dieses Gedicht zu rechtfertigen, und Rec. findet
nur noch nöthig hinzuzufügen, das alle diese,
nicht kärglich mitgetheilten Stellen, mit Ausnah-
me jener von Erfindung der Uhren, nur allein aus
einem einzigen Gesange, dem ersten, genommen
wurden, die übrigen drey Gesänge aber diesem
ersten an Fülle der Mifsgriffe keineswegs nach-
stehen. R—k.

Weinbau.

*Versuch einer durch Erfahrung erprobten Methode
den Weinbau in Gärten und Weinbergen zu
verbessern.* Auf Verlangen herausgegeben von
J. S. Kecht. Mit einem Kupfer. Berlin 1814.
Neue Societäts-Verlags-Buchhandlung, 8. 48 S.

Diese kleine Schrift enthält eine gut und sach-
kündiglich geschriebene, aus eigenen Erfahrungen
geschöpfte Anleitung, den Weinstock in Gärten,
zu Pyramiden, Einfassungen, Bekleidung von
Wänden und Bogengängen, zu ziehen und zu be-
handeln, und ist Gartenliebhabern etc. zu emp-
fehlen. Zuletzt (S. 40) spricht der Verf. noch von
der Anwendung seiner Methode auf die Behand-
lung des Weinstocks in Weinbergen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 66.

Freitag, den 19. August

1814.

Medicin.

Nro. 1. Kritische Blicke auf das *Wesen des Nervenfiebers* und seine *Behandlung*; von *Carl August Weinhold* etc.

Nro. 2. *Das Nervenfieber im Jahre 1813* (,) und eine zweckmässige *Behandlung desselben* für Privat- und Militärärzte, von *Dr. Joh. Christ. Gottfried Jörg* etc.

Nro. 3. *Erfahrungen über die Heilung des ansteckenden Nerven- und Lazarethfiebers* und über die Mittel, seine Entstehung und Verbreitung von den Lazarethen aus zu verhüten (,) und sich vor Ansteckung zu sichern. Von *Dr. Ernst Horn* etc. (*Beschluss*.)

Nro. 3 hat in wenigen Monaten, während welcher die Schrift kaum in unsern Buchhandel gekommen war, so vielen Absatz gefunden, daß wir schon die zweyte (um 50 Seiten) vermehrte und (hier und da) verbesserte Auflage vor uns haben. Hr. Hofrath *Horn* in Berlin macht in derselben die Resultate seiner vom Anfange des Jahres 1813 bis in die ersten Monate des laufenden Jahres 1814 gemachten Erfahrungen über die zweckmässigste Behandlung des ansteckenden Nervenfiebers, und über die Mittel, seine Verbreitung besonders von den Lazarethen aus zu verhüten, bekannt. Diese Resultate verdienen allerdings Beachtung, da es ihm (Vorrede S. V) gelungen ist, in dem Charité-Krankenhaus während des J. 1813 mehr wie *Tausend* Nervenfieberkranke, meistens ansteckender und böser Art, zu heilen, die ihm helfenden Chirurgen, welche durch häufige und unvermeidliche Berührung der Kranken der Ansteckung unterlagen, sämmtlich zu retten, viele andere aber so wie sich selbst vor derselben zu schützen, und durch die von ihm getroffenen polizeylichen An-

Achtes Heft.

ordnungen in dieser Anstalt ihre Verbreitung über die übrigen Krankenabtheilungen, so wie über die Wohnungen der Offizianten, welche dieses Institut mit ihm gemeinschaftlich bewohnen, zu verhüten. Mit Recht legt der Hr. Verf. auf letztere Anordnungen ein vorzügliches Gewicht, indem er (das. S. VII) sagt: „Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine mit praktischer Kenntniß und mit Energie geleitete Lazareth-Medicinal-Polizey mit größerm Erfolge ein günstiges Sterblichkeits-Verhältniß, wie der schulgerechte Gebrauch des chirurgischen Messers, des Verbandes, der Arzneymittel u. s. w. bewirkt, und dem Danke des Vaterlandes und der Liebe seiner Familie das Leben manches Braven erhält, welches der geschicktesten ärztlichen Behandlung ungeachtet, ohne eine zweckmässige Lazarethverwaltung so leicht verloren geht.“

Die Schrift zerfällt eigentlich in *zwey Abtheilungen*; in der ersten S. 1—141 theilt der Hr. Verf. seine Erfahrungen über die Natur und Heilung der ansteckenden Nervenfieber mit; in der zweyten S. 142—170 gibt er eine Übersicht der wichtigsten Mittel zur Verhütung der Entstehung ansteckender Nerven- und Lazarethfieber, ihrer Verbreitung und Ansteckung.

Die *erste Abtheilung* enthält eine Schilderung der nervösen und hauptsächlich der nervösen ansteckenden Fieber, eine Beleuchtung ihrer Ursachen, die Bestimmung der Kurmethode, die Angabe der Behandlung genannter Fieber, der Reconvaleszenz so wie erfolgter Nachkrankheiten, und eine Würdigung der einzelnen angewandten Mittel. Obgleich der Hr. Verf. hier wieder zwey Zeiträume unterscheidet, und zuerst S. 1—28 das ansteckende Nervenfieber, seine Zufälle, den Verlauf u. s. w. in den ersten Monaten, sodann S. 28 u. f. dasselbe im Sommer, Herbste und Winter des Jahres 1813 in besondere Betrachtung nimmt: so ward doch in beyden Zeiträumen im Ganzen genommen dieselbe Kurmethode befolgt. Aus der Schilderung des Hrn. Verfs. geht hauptsächlich

nur der Unterschied hervor, daß die Ursachen anfänglich besonders in verschiedenen äußern und innern Verhältnissen der erkrankten Individuen, später aber auch in dem Typhusansteckungsstoffe lagen; daß die Anzahl der Kranken vom Monate März an bedeutend zunahm; daß die Jahreskonstitution ihren Einfluß auch auf diese Fieber deutlich zeigte.

Um den Lesern die richtige Beurtheilung der von dem Hrn. Verf. befolgten Heilmethode und angewandten Heilmittel zu erleichtern, versucht Rec. das, was der Verf. an verschiedenen Stellen zerstreut, und nicht bestens geordnet über das ansteckende Nervenfieber und seine Formeigenthümlichkeiten sagt, kurz auszuheben und in einer angemessenen Ordnung zusammenstellen. — Am häufigsten litten an demselben (S. 1) junge, blühende Individuen von 20—40 Jahren; aber auch Kinder über 6—7 Jahre blieben nicht ganz verschont; verschiedene sehr alte Leute wurden selten, Säuglinge und Kinder unter 2—3 Jahren gar nicht davon ergriffen. Bey vielen gingen Vorboten voran, auf welche bald (S. 2) oder auch erst nach 5, 6—8 Tagen das Fieber ausbrach. Viele der Angesteckten ließen durch 6—9 Tage vor dem Eintritte des ersten Fröstelns Verstimmung des Gemüthes; fortdauernde Schlaflosigkeit, unruhigen Schlaf, Schlummern ohne Erquickung; Appetitlosigkeit ohne andere gastrische Erscheinungen bemerken. Bey Mehreren wurde der Zeitraum der Vorläufer mit katarrhalischen und rheumatischen Zufällen bezeichnet. Das Fieber selbst verlief zwar sehr oft unter den gewöhnlichen, bekannten Erscheinungen, so daß eine gewisse Grundform der Krankheit nicht zu verkennen war; doch kamen außer der Mannigfaltigkeit, welche der Grad der Heftigkeit und die Verwickelungen darbothen, noch manche Eigenthümlichkeiten der Form, des Verlaufes und der Ausgänge vor. So zeigte sich (S. 45) bey einigen Kranken die heftigste Tobsucht, so daß sie mit Brustgurten, Hand- und Fußriemen befestigt und zurückgehalten werden mußten. Bey vielen war die Zunge, wie die Lippen, roth, der Blick funkelnd, der Puls schnell, voll und hart, und die Merkmale einer sthenischen Diathesis, eines ächten Entzündungszustandes fanden sich vereinigt. Hierher gehören die Fälle, in welchen das typhöse Hirnleiden bis zur Entzündung desselben gesteigert wurde. Die häufigsten Fälle dieser Art wurden durch Aderlassen, häufige Blutigel an den Kopf gesetzt, kalte Übergießungen, Sturz- und Douchebäder meistens glücklich geheilt. (Etwas für Hrn. Marcus, den wir aber sowohl das Folgende zu beherzigen, als das, was S. 90—93 über die Natur des ansteckenden Ner-

venfiebers gesagt wird, damit zu vergleichen biten.) Topische Entzündungen, besonders innerer Organe, mit denen sich der Typhus oft verbindet, kamen (S. 48) im März, April und den folgenden Monaten häufig vor. Kein Organ war davon verschont; selbst die äußere Haut, die unter ihr liegenden größern Drüsen, die Extremitäten u. s. w. entzündeten sich nicht selten. Am häufigsten waren (S. 49): die Lungenentzündung, die Milzentzündung, ferner Entzündung des Magens, der Gedärme, des Gehirns, der Parotis, des Ohres, des Halses, der Augen, und dann die rosenartigen, zuweilen schnell in Brand übergegangenen Entzündungen an vielen Stellen des Körpers. Besonders häufig war (S. 50) die Entzündung der Lungen. Das Irrereden (S. 45) gehörte bey Manchen zu einer fast in gleichem Grade permanenten Erscheinung, welche bey Andern mit Sopor abwechselte. Zuckungen, Zittern, Flockenlesen u. s. w. (S. 46) waren sehr gewöhnliche Erscheinungen des ansteckenden Nervenfiebers, gegen welche in bestimmten, vom Hrn. Verf. angegebenen, Verhältnissen der Gebrauch des Opiums sehr nützlich war. Merkwürdig ist es (S. 45 und 55), daß dem Hrn. Verf. in den letzten Monaten des Jahres 1813 so wie im Anfange des laufenden J. 1814 mehrere am Brande der Füße leidende Nervenfieberkranke vorkamen, welche selbst dann, wenn der primäre fieberhafte Zustand gehoben war, häufig und lange, ja 2—3 Wochen hindurch, mit geringem Aussetzen sich erbrachen; wogegen das Opium am besten zu bekommen schien. Bey vielen Kranken fand sich (S. 56) Gelbsucht in den verschiedensten Graden, immer als eine gefährliche Erscheinung, ein. Die Section der am Typhus icterodes Verstorbenen zeigte (S. 58) in Hinsicht der Leber keine auffallende Abnormität, wenigstens nicht in dem Grade, wie man wohl hätte vermuthen können. Erreichte diese bösertige Krankheit ihre höchste Stufe (S. 59), oder ward die Haut dunkelgelb, lag der Kranke betäubt und sinnlos da, erfolgte beständiges Erbrechen: so blieben alle Mittel ohne Erfolg, so leisteten namentlich der Mercur, innerlich und äußerlich versucht, Opium, übersaure Salzsäure und alle übrigen, beym gelben Fieber, bey typhösen Leberentzündungen empfohlene Mittel gar nichts. Der Verf. glaubt daher den warmen Empfehlungen des versüßten Merkurs in typhösen Fiebern nicht beystimmen zu können. — Auch Durchfälle verschiedener, meistens galligter Art (S. 63) waren häufig Begleiter des Nervenfiebers. S. 77—81 spricht der Hr. Verf. von der gewöhnlich allmählichen Entscheidung der Krankheit, nachdem das Fieber 9, 11—14 Tage mit Heftigkeit fortgedauert hatte; und von häufigen Metastasen un-

ter der Form der Furunkeln, Ohren- und Halsdrüsen-, Augen-, Kehlkopf-, Luftröhren- und Lungenentzündung; Seite 74—77 von den häufigen Rückfällen und deren Veranlassungen; Seite 65—74 erörtert derselbe die prognostische Bedeutung der wichtigsten Zufälle und Erscheinungen in der mehr erwähnten Krankheit; Seite 81—90 führt er den Befund der Leichenöffnungen an (welcher hinsichtlich des Hirns und der Hirnhäute die Marcus'sche Hypothese gar nicht begünstigt); S. 90—93 trägt er seine Meinung über die Krankheit vor, nach welcher diese zunächst dynamisch ist, und ohne Zweifel dem Hirn- und Nervensysteme angehört, jedoch nicht immer (Rec. glaubt nie) an das System der Sensibilität allein gebunden ist, vielmehr auch andere Theilsysteme und Organe in ihre Sphäre ziehen und besonders erkranken machen kann, — und das Wichtigste auf der Aufnahme und Reproduktion eines *eigenthümlichen thierischen Giftes* beruhet, dessen inneres Wesen uns durchaus unbekannt ist; S. 94, 95 so wie gleich Anfangs S. 13 und 14 erwähnt er der Heilanzeigen; S. 14 u. f. setzt er die Behandlung der Krankheit, S. 36 die der Reconvalenz, S. 137—141 die der Nachkrankheiten auseinander, und betrachtet endlich S. 96—137 die einzelnen Heilmittel noch näher, welche in dieser Epidemie eine große Wirksamkeit gezeigt haben.

Rec. befaßt sich nur noch mit der Aushebung der vom Hofrathe Horn aufgestellten Heilanzeigen, und seiner Behandlung des ansteckenden Nervenfiebers, wegen welcher wohl eigentlich diese ganze Abtheilung des Werkchens geschrieben zu seyn scheint. In Bezug auf die Heilanzeigen hebt Rec. zur kurzen und vollständigen Übersicht folgende Stelle des Hrn. Verfs. S. 13 und 14 aus: „Der ganze Verlauf des ansteckenden Nervenfiebers, die Art der wesentlichen Erscheinungen, die Beschaffenheit der Zufälle, welche einen Übergang in das tödtliche Stadium einleiteten, machten die Ansicht wahrscheinlich, daß das Gehirn und Rückenmark, so wie das System des großen sympathischen Nerven zunächst und unmittelbar ergriffen seyen, und das eigenthümliche Leiden dieser Organe durch eine Disharmonie der Kräfte der irritablen und reproductiven Systeme auf eine für die Fortdauer des Lebens gefährliche Weise gesteigert werde. Hier fand kein einfacher Schwächezustand, keine Asthenie Statt; hier hatte man gegen die *ganz eigenthümlichen Folgen einer animalischen Vergiftung des Hirns und Nervensystems* zu kämpfen. Entziehung der in den Bedeckungen des Gehirns und in seinem Inneren in Menge frey werdenden Wärme, Verminderung der Blutcongestionen zu demselben, Kühlung und Reinigung der ganzen

Hautoberfläche und unmittelbare Belebung ihrer Thätigkeit schienen die Gewalt der Krankheit am sichersten zu brechen, die meisten Nervenfieberkranken bald zu heilen, viele Lebensgefährliche zu retten, die Production des Typhuscontagium zu beschränken, und so auf eine doppelte Weise, sowohl für den Kranken wie für die Gesunden, die mit ihm in Berührung kommen mußten, wohlthätig zu wirken.“ Das Umständliche der Behandlung selbst ergibt sich aus folgenden Punkten: 1) Alle Nervenfieberkranken wurden (S. 14) gleich bey ihrer Aufnahme in einem besondern Reinigungszimmer in einem warmen Bade über den ganzen Körper gereinigt, mit Seife abgerieben, mit reiner Wäsche versehen, und so gereinigt in die für sie bestimmten hohen, hellen und geräumigen Zimmer gebracht. 2) Dieses Baden in *lauwarmem Wasser* wurde bey allen Nervenfieberkranken *täglich zweymal* wiederholt, und während der ganzen Kur bis zur Entscheidung fortgesetzt. Auf die Meisten wirkte dieß Mittel so günstig, daß sie dessen Fortgebrauch selbst verlangten. 3) In allen Fällen, wo die *Eingenommenheit und Schwere des Kopfes groß*, und die *Phänomene der Betäubung, des Ohrenbrausens, des Phantasirens in Verbindung mit einer trockenen, heißen Haut anhaltend waren, wo das Auge starr, glanzlos, die Bindehaut desselben entzündet war*, wurden die Kranken (Seite 15) in eine trockene Badwanne gesetzt, und die *eiskalten Sturzbäder und Uebergießungen* täglich zwey- bis dreymal wiederholt, bey deren jedem 5 bis 6 Eimer Wassers, jeder zu 4 bis 5 Portionen, von einem auf einem Tische nahe an der Badwanne stehenden Gehülfen über den Kopf und Körper des Kranken gegossen wurden. Die erschütternde Gewalt dieser Sturzbäder brachte die meisten Kranken zu sich, sie gaben Antwort auf die vorgelegten Fragen, da sie vorher in einer stummen Betäubung dahin gelegen hatten. Der Blick der Kranken wurde freyer, sie reflectirten auf die Umgebungen, die brennende Hitze der Haut verminderte sich, kurz, die Wirkungen dieses Mittels zeigten sich bey den meisten gefährlichen Nervenfieberkranken so günstig, daß man zur täglichen Fortsetzung desselben dringend aufgefördert wurde. 4) Da wo die Kranken heftig rasten, wo das Gesicht roth und aufgetrieben, Lippen und Zunge trocken, und das Nervensystem so ergriffen waren, daß die Kranken am ganzen Körper zitterten, beständiges Flockenlesen und Flechsenspringen bemerken ließen, wurden die kalten Sturzbäder täglich dreymal wiederholt (S. 16), und ihre Wirkungen durch den Gebrauch des kalten Douchebades, dessen Strahl auf den Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Rücken geleitet wurde.

noch erhöht. Bey manchen, welchen die gewöhnliche Art des Sturzbades nicht schnell genug half, entschied diese Vervielfältigung des Mittels. Diese Methode wurde um so nützlicher, je früher man sie in Gebrauch zog. — 5) Wenn bey sonst schon gebesserten Zufällen noch die Schwere und Betäubung des Kopfes, der Ausdruck der Augen und des Gesichtes, das fortdauernde, wenn gleich geringere Phantasieren die Fortdauer der Gehirnkrankheit charakterisirte, so wurde der Kranke (S. 18) am zweckmässigsten *in ein lauwarmes Bad gesetzt, und der Kopf desselben mit eiskaltem Wasser übergossen.* — 6) Bey allen Nervenfieberkranken wurde der Kopf, besonders der Vordertheil desselben mit *eiskalten Fomentationen*, und während der kältern Wintertage mit zwischen Tücher gelegtem Schnee und Eis bedeckt, welche mit geringen Unterbrechungen alle Viertelstunde Tag und Nacht hindurch erneuert wurden. Die topische Application der Kälte verminderte (das.) das Gefühl der Schwere und der Betäubung und die Hitze im Kopfe, worüber die Kranken am meisten klagten, wenn sie zu mehrerer Besinnung gekommen waren. Alle verlangten nach dem Fortgebrauche dieses Mittels, alle rühmten die Wirkung desselben, und der Verf. sah, daß bey mehreren das Irrereden auf selbes sogleich nachliefs. — 7) Bey allen Kranken mit sehr heisser und trockner Haut, es mochten nun Petechien vorhanden seyn oder nicht, liefs der Hr. Verf. die heissesten Gegenden der Oberfläche mehrere Male des Tages, selbst in der Nacht (S. 19) mit *eiskaltem Wasser waschen.* — 8) Bey andauerndem heftigem Leiden des Kopfes, beständiger Betäubung, abwechselndem Sopor, Irrereden, Augenentzündung und heftigem Gefäßfieber bemerkte der Hr. Verf. nicht selten ein häufiges *Nasenbluten*, welche Ausleerung, da sie als temporär kritisch anzusehen war, ohne Bedenken durch Blutigel an die Stirne und an die Schläfe gesetzt, theils ersetzt, theils dem Grade nach erhöht wurde. Dieses Mittel war von großer Wirkung, besonders bey jungen, blühenden, gut genährten Individuen, welche mit dem Zustande der Vollblütigkeit in die typhöse Kraokheit gefallen waren. Bey mehreren ward die Anwendung 2—3 Mal wiederholt, und die Nachblutung lange unterhalten, so, daß mehrere 30—40 Blutigel nach einander bekommen hatten, ehe eine bleibende Minderung des Hirnleidens eintrat. Mehrere wurden dadurch, mit den kalten Sturzbädern angewandt, gerettet; die Zahl derer, bey welchen diefs Mittel versagte, wenn die Kur überhaupt nicht zu spät anfang, war im Vergleich mit denen, die da gerettet wurden, sehr gering. — 9) Über allgemeine Aderlässe, welche mehrere er-

fahrne Ärzte im ersten Entstehen des Typhus, bey jungen blühenden Constitutionen mit entschiedenem Nutzen angestellt haben, äußert sich der Hr. Verf. S. 20 dahin, daß er dieses Mittels vielleicht aus dem Grunde nicht bedurft habe, weil der größte Theil seiner Kranken schon 5, 6 ja 8 Tage darnieder gelegen hatte, ehe er in seine Behandlung kam. Dafs aber bey ansteckenden Nervenfiebern, zumal bey sthenisirtem Habitus, dieses entscheidende Mittel im Anfange der Krankheit indicirt sey, und dann sehr wohlthätig wirken könne, bezweifle er nicht, wisse es vielmehr bestimmt aus eigener Erfahrung; (worüber er sich S. 60, dann S. 109—113 näher erkläret). — 10) Waren nach der erwähnten Behandlung die Erscheinungen des heftigen Gehirnleidens gehoben, fühlte der Kranke lebhafter die Wirkung des Übergießens mit kaltem Wasser, klagte er über die Kälte desselben, und war er zu seinem Bewußtseyn zurückgekehrt: so wurde dieses Mittel nicht länger fortgesetzt, es wurden jetzt *lauwarme Bäder*, Anfangs täglich 2 Mal, endlich ein Mal angewendet, welche auch während der Reconvalescenz dann und wann wiederholt wurden. — 11) Alle Kranken mußten *häufig kaltes Getränke*, Brunnenwasser oder ein leichtes, gut ausgegohrnes Weisbier, trinken. Die meisten tranken sie gerne, und wurden dadurch sichtbar erquickt. — 12) Ein Hauptmittel zur Kur war die *reine, kalte Luft*, welche die Kranken stets umgab. Zu dem Ende wurden die Krankenzimmer *gar nicht geheizt*, und mehrere Fenster bey Tag und bey Nacht stets offen gehalten, obgleich das Thermometer während des Februars einige Male 3, 4—5 Gr. unter 0 stand. — 13) Die Nervenfieberkranken wurden in der Regel *leicht und dünn bedeckt*, und öfters in ein neues reines Bett gebracht, und 14) im Zeitraume der Abnahme in andere, und wenn das Fieber gänzlich gewichen war, in besondere Reconvalescenzzimmer gelegt. Jetzt ward auch mit der kalten Behandlung ganz aufgehört. — 15) In der Regel bekamen die Kranken *keine Arzneey* (Seite 24); das Baden, Waschen, die kalten Übergießungen, die reine Luft, die Blutigel, das kalte Getränk, und in einzelnen Fällen das Aderlassen waren in der Regel so wirksam, daß man keiner eigentlichen Arzneymittel bedurfte. Einige, welche in helleren Zwischenräumen dringend nach Arzneymitteln verlangten, bekamen leichte Mittel, z. B. verdünnte Schwefelsäure, Fenchelwasser etc. Stärkere Reitzmittel, welche etwa bey den aus der Stadt gebrachten Nervenfieberkranken schon gebraucht worden waren, schienen eher geschadet wie genützt zu haben, und es war merkwürdig, daß man *ohne diese Hilfsmittel* bey der Anwendung der empfohlenen Methode

in mehreren hundert Fällen des wahren Typhus den Zweck der Heilung sicher erreichte. Brechmittel in vielen Fällen, wo höchst wahrscheinlich eine wahre Ansteckung Statt gefunden hatte, sehr früh gebraucht (S. 26), vermochten leider! nicht, die fortlaufende Wirkung dieser Vergiftung zu unterbrechen. — 16) Bey Verwickelungen des Nervenfiebers, z. B. mit Erbrechen, Durchfällen u. a. wurden jedoch *verschiedene innere und äußere Arzneymittel* zu Hülfe gezogen. — 17) Eine eigentliche *stärkende Nachkur* war in der Regel nicht nöthig. Reinlichkeit, frische Luft, Ruhe, erquickendes Getränk, verkürzten den Zeitraum des Nachlassens, und beförderten die Reconvalescenz. — 18) In den durch zu frühe Körper- und Geistesanstrengung, Diätfehler u. dgl. entstandenen Rückfällen, die nicht selten mit neuer Gefahr verbunden waren, halfen meistens die zuerst wirksam gewesenen Mittel auch jetzt wieder. — Hiermit im Zusammenhange muß nun die wichtige Äußerung des Hrn. Verf. S. 28 und 29 gelesen werden, die also lautet: „Es liegt in der Natur der Sache, daß die Individualität des Kranken, die Grade und Modification (wohl auch der Zeitraum, die Verbindungen und Verwickelungen) des Übels, die äußeren Umstände, in denen er sich befindet, die Behandlung dieses Nervenfiebers sehr modificiren müssen. Diese Umstände sind zu verschieden, und zugleich zu wichtig in Rücksicht ihres Einflusses auf die Behandlung, als daß man glauben könnte, daß diese oder irgend eine andere Heilmethode unbedingt in allen Fällen genügen könnte.“ Dadurch würdiget der erfahrene Hr. Verf. selbst seine hier ausgehobene Behandlungsweise auf eine Art, welche seinem Verstande und seiner Gewissenhaftigkeit gleich viel Ehre macht. Möchten Ärzte, die alles Neue oder Neuscheinende gierig auffassen, und eilig und rücksichtslos nachzuahmen gewohnt sind, diese Äusserung recht wohl überdenken! Die Beobachtungen Horn's sind allerdings zahlreich genug, um die Nützlichkeit seiner Heilmethode und hauptsächlich der Anwendung kalter Bäder, Waschungen und der kalten Luft im ansteckenden Typhus außer Zweifel zu setzen, und ihr die vorzügliche Aufmerksamkeit rationeller Ärzte zuzuwenden; auch hat Hr. H., wie wir oben sahen, *einige* Umstände, unter denen seine Methode besonders nützlich erschien, angesetzt: allein, nach des Recn. Überzeugung sind diese noch nicht hinreichend, so wie die beobachteten Fälle noch nicht mannigfaltig genug, um auf sie hin nicht für eine bloß empirische Nachahmung, sondern für eine *rationelle Behandlung ansteckender Nervenfieber* genau und verläßlich bestimmen zu können, unter welchen *Verhältnis-*

sen der Krankheit, des Kranken und äußerer Umstände seine Heilmethode nicht nur mit Sicherheit sondern auch mit vorzüglichem Erfolge anwendbar sey. Zu dieser wichtigen Bestimmung können erst weitere Beobachtungen und Versuche des Hrn. Verf. und anderer vorsichtiger, genauer und rationeller Ärzte führen. Bis dahin wünscht Rec. die mehr erwähnte Behandlungsweise *nur von solchen Männern* nachgeahmt zu sehen.

Die *zweyte Abtheilung* dieser gehaltvollen Schrift enthält S. 142—170 in 56 Sätzen eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Mittel zur Verhütung sowohl der Entstehung ansteckender Nerven- und Lazarethfieber, als ihrer Verbreitung und Ansteckung. Diese Darstellung leidet keinen Auszug und ist so wichtig, daß sie von jedem Arzte gelesen und gewürdigt zu werden verdient. Der Hr. Verf. hat hier die vortrefflichen Winke, welche unser gelehrter und erfahrener *von Hildenbrand* in seinem bekannten klassischen Werke über den ansteckenden Typhus S. 267—309 in Betreff des nämlichen Gegenstandes niederschrieb, sehr lobenswerth benützt und weiter verfolgt; und obgleich hier dem Recn. nichts eigentlich Neues oder ihm Unbekanntes vorkam, so findet er doch das durch Vernunft und Erfahrung Gebothene und Bewährte umfassend, und der hohen Wichtigkeit dieses das allgemeine Menschenwohl betreffenden Gegenstandes angemessen abgehandelt.

Die Auflage ist gut, die Bestimmung ihres Ertrages ganz eines Vaterlands- und Menschenfreundes würdig.
P.—n.

Rechtsgelehrtheit.

Entwicklung des inneren Wesens öffentlicher Geschäftsvorträge, gegründet auf die Natur der Mittheilung und auf die allgemeinen Grundsätze des Staatsdienstes und des öffentlichen Geschäftsganges. Verfaßt von *Johann Daniel Merbach*, Raths-Actuar in Leipzig. Leipzig 1813, bey *Johann Ambros Barth*. X und 293 Seiten. 8.

Rec. weiß sehr gut, daß es Manche gibt, welche den Vortrag in öffentlichen Geschäften für keinen Gegenstand halten, der es forderte, oder auch nur verdiente, einen Schriftsteller, oder Lehrer an einer hohen Schule insbesondere zu beschäftigen. Es gibt überall nur *eine* gute Art des Vortrags, heißt es, welche man schon auf Gymnasien

und während der philosophischen Studien lernen muß, und im Geschäftsleben doch nicht ganz brauchen kann; weil es in demselben eigene gesetzliche oder herkömmliche Normen des Vortrags gibt, welche man nicht verletzen darf. Will man daher, (so lautet der Schluss in der Theorie und Praxis Einiger), auf hohen Schulen ja über etwas den Vortrag Betreffendes insbesondere Unterricht geben, so seyen es höchstens gedachte positive Normen. Das Übrige findet sich, meint man, wo Anlage und allgemeine Vorbildung ist, im Geschäftsleben von selbst, oder gar nicht. Rec. fand von jeher in diesen Bemerkungen nichts als Gemeinplätze, welche bey strenger Consequenz auf Folgerungen führten, welche jene selbst bedenklich finden würden, von welchen erstere vorgebracht werden, und er hielt die österreichische Einrichtung immer für sehr löblich, vermöge welcher unter den Gegenständen des öffentlichen juristisch-politischen Studii sich auch der öffentliche Geschäfts-Styl befindet, und er wünscht angelegentlich, daß derselbe bey dem neuesten, trefflichen Lehrplane, nach welchem er geschicklich mit der Kanzel der praktischen Rechtsgelehrtheit verbunden ist, allenthalben gehörig, wenn gleich nur kurz, behandelt werden möge. Eine Folge der Überzeugung des Recn. ist, daß er Schriften, wie die eben näher anzuzeigende, aller Aufmerksamkeit würdig hält, besonders wenn sie hauptsächlich auf das überall gleiche *Wesen* der Sache gerichtet sind, und nicht, wie gewöhnlich, aufser einigen Sprachrügen, bey der bloßen äußern *Form* stehen bleiben, die nur örtlichen und zeitlichen Werth hat. Der Ideengang des Verf., welchen er in einer Einleitung angibt, ist in Kürze folgender. Der Vortrag in öffentlichen Geschäften ist eine Art der Mittheilung überhaupt, und insbesondere ein Theil des öffentlichen Geschäftsganges, oder Staatsdienstes; die Grundsätze über ersteren müssen daher aus der Natur der Mittheilung und des Staatsdienstes hergeleitet werden. Da man über die echte Beschaffenheit und Tendenz des letzteren nicht durchgängig richtige Ansichten hat; so schien es dem Verf. mit Grund nöthig, darüber sich näher zu erklären, und zu diesem Ende bis zu jenem Staatszwecke, welchen er für den allein richtigen hält, zurück zu gehen. Dieser besteht ihm in dem, der menschlichen (physisch-moralischen) Natur angemessenen, Leben, Wirken und Genießen; der Anspruch des Menschen an den Staat geht nach ihm auf Hinwegräumung der unnöthigen Hindernisse der Erreichung jenes Zweckes. Diefs muß gleichmäßig die Central-Idee der Staatsverfassung, der Gesetzgebung, und der Staatsverwaltung, somit auch des öffentlichen Geschäftsganges seyn,

ohne welchen beyde ersteren weit weniger vermögen, als man gewöhnlich glaubt. Die echte Beschaffenheit des Staatsdienstes besteht also in der Angemessenheit desselben zu dem wahren Staatszwecke, so, daß alles im erstern Beförderungsmittel, nichts Hinderniß des letztern ist. Die Erfordernisse hierzu sind: Einheit des Zweckes der Staatsdienste; verhältnismässige Eintheilung der Arbeiten; richtige Vertheilung der Kräfte; Verhältniß zwischen Aufwand an Kraft und Zeit und dem Produkte der Arbeit; Thätigkeit zur rechten Zeit; Unterschied in Behandlung des Gewöhnlichen und des Außerordentlichen; Behandlung der Staatsdiener selbst im Geiste der oben angegebenen Central-Idee. Über alles dieses ist kurz und falschlich viel Vortreffliches gesagt, was den erfahrenen, denkenden und zugleich wissenschaftlich gebildeten Geschäftsmann verräth.

Die Abhandlung selbst zerfällt, wie es natürlich und gewöhnlich ist, in zwey Abschnitte, wovon der eine allgemeine Sätze über den öffentlichen Geschäftsvortrag enthält, der andere von den einzelnen Gattungen solcher Vorträge handelt. Die allgemeinen Sätze zeigen: die Unentbehrlichkeit der (mündlichen und schriftlichen) Mittheilung und die Wichtigkeit eines guten Vortrages, besonders in öffentlichen Geschäften, bey welchen alle Rücksicht auf die Person wegfällt, und nur die Sache gelten soll; Ursachen des so häufig mangelnden guten Styls in Staatsgeschäften, (darunter der Umstand, daß auf Universitäten nur mehr vom *Mechanischen* als vom inneren *Wesen* eines guten Vortrags gehandelt wird;) Begriff und Gattungen des Vortrags überhaupt, (benachrichtigender, unterweisender, bestimmender Vortrag;) Begriff öffentlicher Geschäftsvorträge; allgemeine Erfordernisse derselben, welche theils in Eigenschaften und Vorkenntnissen des Vortragenden überhaupt, theils in besondern Vorkenntnissen und Vorarbeiten in Beziehung auf jeden Vortrag, theils in Eigenschaften des Vortrags selbst bestehen. In der ersten Rücksicht fordert der Verf. sehr consequent mit den vorausgeschickten Principien auch gewisse Charakter-Eigenschaften; in der zweyten Überlegung nicht nur des nächsten sondern auch des letzten Zweckes des Vortrags, welcher mit dem des Staatsdienstes zusammenfällt, und der Mittel zu Erreichung desselben, nebst dem Studium der Individualität der Person, an welche der Vortrag gerichtet ist. Der zweyte Abschnitt macht zuerst die möglichen Arten öffentlicher Geschäftsvorträge nach Zweck, Gegenstand, Verhältniß der Personen und Form vorstellig. Hier auf folgen Grundsätze über jede der unterschiedenen Vortragsarten. Bey den, in Rücksicht des näch-

sten Zweckes bloß benachrichtigenden, Vorträgen fordert der Verf. Wahrheit, Vollständigkeit und Deutlichkeit; bey unterrichtenden Beschränkung auf den Gegenstand der Frage, Erschöpfung desselben, Wahrheit; bey bestimmenden richtige Wahl der Gründe (für die Vernunft oder das Gefühl, oder beyde zugleich) und wenn sie einseitiger Natur sind, zweckmässige Darstellung der Gründe (hierbey eine sehr verständige Untersuchung der Frage, in wie fern der Versuch zu täuschen erlaubt seyn könne), und ein consequentes Gesuch, wenn sie aber von zweyseitiger Natur (unparteyische Vorstellungen) sind, Wahrheit in Prämissen und dem Resultate. Über die Behandlung der, in ihrem Gegenstande sich unterscheidenden, öffentlichen Geschäftsvorträge gibt der Verf. folgende Regeln. Man fixire vor allem das Fach, in welches der Vortrag gehört; man behandle jeden Gegenstand nach seiner eigenthümlichen Weise, und nach dem nächsten und letzten Zwecke seines Faches, somit auch nach den Forderungen der Wissenschaft, jedoch mit Vermeidung aller Einseitigkeit des (nächsten) Zweckes und der Behandlungsweise, und mit unablässiger Berücksichtigung der Forderungen des Rechts und der Humanität. Von den öffentlichen Geschäftsvorträgen, in sofern sie sich bloß durch das Verhältniß der Personen oder die Form unterscheiden, welche beyde auf die wesentliche Einrichtung derselben keinen Bezug haben, wird mit lobenswürdiger Kürze gesprochen.

Der dritte Abschnitt enthält Regeln über folgende einzelne Arten der öffentlichen Geschäftsvorträge: 1) Klagen und Beschwerden; 2) Berichte; 3) Deductionen; 4) Dicasterial-Vorträge; 5) Communicate unter coordinirten Behörden; 6) Vorbeschieds- (Vergleichs-) Vorträge; 7) Conferenz-, 8) Cabinets-Vorträge. Die eigenthümliche Natur von Nro. 1 wird darin gefunden, daß darauf jedesmal eine rechtliche Erörterung erfolgt. Daraus wird gefolgert, daß diese Vorträge sowohl in factischer als rechtlicher Hinsicht zwar einseitig erscheinen, aber allseitig gedacht seyn müssen, und bey Klagen eine strengere Form als bey Beschwerden zu beobachten sey. Bey Nro. 2 werden zuerst Anzeigeberichte, gutachtliche-Rechtfertigungs- und Auftragsberichte unterschieden. Erstere betreffen entweder eine Begebenheit oder eine ämtliche Verhandlung in Civil- oder Untersuchungs- (Straf-) Angelegenheiten. Bey Anzeigeberichten in Civilsachen rügt der Verf. das (so gewöhnliche) Wiederholen alles Geschwätzes in der Verhandlung mit *einseitiger Treue*, und den Mangel einer erleichternden Übersicht der Verhandlung. Bey den gutachtlichen Berichten wird gelegentlich der Mißbrauch geahndet, welcher durch unnöthige Forde-

rung und Erstattung derselben oft begangen wird, und von den Gründen des Gutachtens begehret, daß sie zureichend, nothwendig und sachgemäß seyen. Bey den Rechtfertigungsberichten wird der verschiedene Charakter derselben nachgewiesen, je nachdem sie durch Rechtsmittel in Processen, oder durch Beschwerden außerhalb derselben veranlaßt werden. Bey Anfrageberichten wird auf die Quelle ihrer Vervielfältigung hingewiesen, und genau erörtert, wann sie mit Grund Statt finden können. Die Anleitung zu Deductionen Nro. 3, worunter auch Defensionen gehören, enthält in Kürze viel Vortreffliches. Dasselbe gilt Nro. 4 von Dicasterial-Vorträgen, und Communicaten Nro. 5 zwischen coordinirten Behörden, von welchen letzteren eine Hauptquelle ihrer Menge und Schwierigkeit angedeutet wird, die Streitigkeiten nämlich, welche zwischen Behörden daher rühren, daß sie ihre Amtsverrichtungen nicht vorzugsweise als *Pflichten*, sondern als (einträgliche) Rechte ansehen, und ansehen dürfen. In Nro. 6 von Vergleichsvorträgen) wird beyher ein verständiges Wort über das Problematische des, in unseren Tagen so hoch gerühmten, Verdienstes der Richter durch Stiftung von Vergleichen gesprochen. Die Conferenz-Vorträge (Nro. 7) werden glücklich mit Vergleichsvorträgen verglichen, und es werden dabey vortreffliche Regeln gegeben, deren Befolgung aber nach der Erfahrung des Recensenten vorzüglich durch die kräftige Unterstützung des Vorsitzenden bedingt ist. Ganz besonders anziehend ist Nro. 8 von dem Cabinets-Vortrage behandelt, ob schon der Verf. frey gesteht, daß er aus Erfahrung nicht wisse, wie man im Cabinet eines Fürsten vorzutragen pflege. Rec. zweifelt keinen Augenblick, daß selbst wirkliche Conferenz-Räthe diesen Abschnitt mit Vergnügen lesen werden, so wie er fest überzeugt ist, daß jeder Professor des Geschäftsstyls durch dieses Buch seiner Bibliothek, in welcher sich bereits die Werke Sonnenfelsens, Adlungs, Bischoffs, u. a. m. befinden, einen sehr brauchbaren Zuwachs verschaffe, und daß besonders derjenige Gelehrte, welcher uns ein sehr zu wünschendes, auf unsere gegenwärtige Studien-Einrichtung passendes, kurzes Lehrbuch des Styls schreiben wird, es sehr gut werde benutzen können. Vorzüglich ist es aber jenen zu empfehlen, welche auf der Schule keinen, oder einen minder vollkommenen Unterricht über Geschäftsvorträge erhalten haben. Selbst Liebhaber reifer Urtheile über eine zweckmässige innere Staatsverwaltung werden manches sie Ansprechende in diesem Buche finden. —

Erziehungsschriften.

Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Von E. M. Arndt. Berlin 1813. Im Verlage der Realschul-Buchhandlung. 8. 65 S.

Herr Arndt, der über so viele Gegenstände des öffentlichen Interesse seit Kurzem sich äusserte, gibt hier seine Ansichten über die Erziehungsart und Unterweisung der Fürsten. Das Buch ist der regierenden Kaiserinn Rußlands, *Elisabeth Alexiewna*, und der Herzoginn von Württemberg, *Antonia Amalie* gewidmet. Zwey Zueignungsgedichte, das erste aus der Verwirrung einer unglücklichen Zeit auf eine edlere Zukunft vertrauensvoll hindeutend, das zweyte in eben diesem Sinne doch mit freudigerer Kraft gedacht und ausgesprochen, bilden den Eingang desselben. Der Verfasser erwägt zuerst das Kindesalter und dessen Bedürfnisse überhaupt. Er setzt das Verhältniß des Kindes zu Mutter und Vater auseinander, die als heilige Liebe und als Gesetz auf das Kind wirken, das in freyer Entfaltung seiner Kräfte zwischen beyden aufblüht. Mit dem achten Jahre trete das Knabenalter ein, hier beginnen nun die Übungen und der Unterricht, welche strenge zu behandeln seyen; damit der Knabe die Nothwendigkeit und Heiligkeit der Arbeit kennen lerne; doch solle dieser Unterricht mehr erzählend und weisend als urtheilend und klügelnd seyn, um keinen künftigen Schwätzer zu bilden. In dieser erzählenden Art lehre man ihm die Sprachen, die Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, ja, so weit es angehe, selbst logische Mathematik. Gesellschaft gleichen Alters umgebe den Knaben, den Spielen und leiblichen Künsten, allen Entwicklungen körperlicher Kraft solle freyer Raum und Zeit gelassen werden. Mit dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahre, dem Eintritte des Jünglingsalters, komme die Zeit, wo die Seele durch Grundsätze gestählt werden müsse, wo die große Lehre der Religion und Geschichte dem Gemüthe einzuprägen sey, wo Wort und That, Lehre und Beyspiel Hand in Hand gehen müste, und der Umgang mit würdigen Männern eben so nothwendig als der Umgang mit reinen Jünglingen werde, wo Gefühle und Gedanken großer Art im Gemüthe zu erwecken seyen als die Bändiger zügelloser Leidenschaft.

Fürsten würden am glücklichsten erzogen seyn, je ähnlicher sie anderen wackern Menschen erzogen seyen. Im Knabenalter sey die Erziehung die-

selbe wie die oben berührte. Das Erlernen vieler Sprachen im zarten Alter sey, weil es einander widersprechende Ansichten und Bilder des Lebens erwecken müsse, zu vermeiden, und die Muttersprache und das Latein vielmehr allein zu pflegen. Die Stelle des Vaters vertrete ein würdiger Mann, der zugleich Erzieher und Freund sey, Gesellschaft gleichen Alters umgebe den Knaben, damit er zur vollern Ausbildung seines Wesens gelange. Diese werde im Jünglingsalter nicht von ihm entfernt, sondern vielmehr zur Erweckung des Wetteifers in Erstrebung des Edlen ihm zur Seite gehalten. Jetzt werde erst seinem Blicke die Bahn geöffnet, worauf er künftig schreiten solle. Die höchsten Ideen und Gefühle seyen jetzt in ihm aufzuregen, damit er sich nach Tugend und Unsterblichkeit sehnen lerne, und das Gemeine verachte. Die Muttersprache werde jetzt im höheren Style gelehrt. Ob der Fürst andere lebende Sprachen erlernen wolle, müsse seiner Neigung überlassen bleiben. Das große Studium des Prinzen werde jetzt das Studium der Geschichte, der erhabensten aller Wissenschaften, die Politik schliesse sich an dieselbe an, oder gehe vielmehr allmählig aus ihren großen Wahrheiten hervor, Kriegskunst und Kriegsgeschichte in ihren großen Ansichten seyen derselben beyzufügen. Doch sey nichts fehlerhafter als fürstlichen Kindern alles schon groß und erhaben zeigen zu wollen, wenn ihre zarten Seelen es noch nicht zu fassen vermöchten, sie würden dadurch mehr geblendet als belehrt werden. Aus dem Umgange mit den Genossen des gleichen Alters werde sich in der Seele des jungen Fürsten Menschenkenntniß frühe bilden, die er nicht entbehren könne. Fände er unter ihnen für sein männliches Alter einen Freund, so sey er glücklich zu schätzen, da er ein so hohes Gut des Lebens gewonnen, doch würden aus Jugendgespielen selten Freunde späterer Jahre. Die Blüthe aller Tugend sey aber im Christenthume; ein Christ zu seyn, sey die erste Eigenschaft des Fürsten.

Wolle man nicht die vom Verf. vorgeschlagene Weise der Erziehung annehmen, so halte man die Prinzen in ernster Abgeschiedenheit von dem übrigen Leben, nach der strengen Weise der Vorältern; doch lasse man sie frühe die Mühe und Wonne ihres künftigen Berufes ahnden. Wer vollständig zur Tugend gebildet sey, stark durch die Kraft seiner Überzeugung, werde, wenn er nur ganz gut zu seyn wage, die ungeheuerste Kraftanstrengung desjenigen, der ganz böse zu seyn sich erkühne, endlich besiegen.

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 67.

Dienstag, den 23. August

1814.

Botanik.

Archiv der Gewächskunde von Leop. Trattinnik, des k. k. botanischen Museums Custos, nied. österr. Landschafts - Phytograph, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied etc. 1. Lieferung mit 59 schwarzen Kupfertafeln. Wien bey dem Herausgeber und bey Schaumburg u. Comp. 1811, in 4.

Desselben Werks 2. Lieferung mit 58 Kupf.

Ebendesselben 3. Lieferung 1812 mit 55 Kupf.

Dazu kommen als Commentar:

Ejusdem *Observationes botanicae tabularium rei herbariae illustrantes*, fasc. 1., 2. et 3. in 4.

Ferner eine gemahlte Prachtausgabe unter dem Titel:

Ausgemahlte Tafeln aus dem Archiv der Gewächskunde von ebendemselben, 1. bis 35. Heft, mit 350 Abbildungen auf 427 prächtig ausgemalten Kupfert. 3 Bildnissen und deutschem Text.

Die Botanik hat in den neueren Zeiten durch die rastlosen Bemühungen ihrer Bearbeiter und durch die Begünstigung der erlauchtesten Großen so vielen Zuwachs und eine solche Erweiterung erhalten, daß es kaum mehr möglich ist, ihre Gebieth zu übersehen, und eben so schwer, sich auf jedem Puncte derselben zu orientiren. Willdenow's Ausgabe der *Species plantarum* und Persoon's *Synopsis* sind bereits sehr unvollständig geworden, Vahl ist noch vor der Beendigung der 5. Classe gestorben, und kein Einzelner darf es nun weiter wagen, sich der Unternehmung einer so ungeheuern Riesenarbeit, als die neue Bearbeitung der vollständigen *Species plantarum* seyn würde, zu unterziehen. Nur ein zahlreicher Verein von den größten Botanisten des Zeitalters

Achtes Hft.

würde uns die Vollendung dieses Gebäudes zu erwarten berechtigen. Unterdessen vermehren sich die Schwierigkeiten mit jedem Tage: und wer weiß, wie lange wir noch auf die Erscheinung eines solchen Universalwerkes warten dürfen? Bis dahin müssen wir uns mit einzelnen Werken, mit eigener Aufsammlung und Beurtheilung der aufs äußerste zerstreuten und oft kaum erreichbaren Materialien so gut wie möglich, behelfen. Da dieses Zusammentragen, und selbst das bloße Aufsuchen der Materialien, wie leicht zu erachten, sehr schwer, und mit außerordentlichen Unkosten verbunden ist, indem es nicht genug ist, die schon an sich sehr weitläufige botanische Literatur durchzuwandern, sondern auch Werke von gemengtem Inhalt, Annalen, Journale, Reisebeschreibungen, und andere, in denen man oft gar keine botanische Ausbeute vermuthen sollte, zu diesem Zwecke unentbehrlich sind, so muß wohl die Idee von einem Werke, wie das Archiv der Gewächskunde ist, jedem Freunde der Botanik sehr willkommen seyn, weil sie ihm die Aussicht verschafft, mit dem ganzen Umfange der Wissenschaften bekannt zu werden, und selbst mit ihrem Fortgange gleichen Schritt zu halten.

Rec. will daher vor allen den Plan dieses Werkes entwickeln und prüfen, und erst dann zur Beurtheilung der bereits erschienenen Ausführung schreiten.

Das Archiv der Gewächskunde ist theils als ein Bilderwerk, theils (nämlich die dazu gehörigen *Observationes botanicae*) als ein rein wissenschaftlich-botanisches Werk zu betrachten. Abbildungen sind und bleiben doch immer in der Botanik das letzte Asyl und das zuverlässigste Mittel, um zu einer ausgebreiteten und sicheren Kenntniß der Pflanzen zu gelangen. In den *Speciebus*, in den *Flora* und *Handbüchern* aller Art ist die Citation desselben jedesmal das Wesentliche, was der Definition und der Beschreibung gleichsam das Leben gibt. Diese mag noch so classisch seyn, sie verschafft uns doch nur einen gewissen Grad von

Wahrscheinlichkeit, und nur die Abbildung, wenn sie gut ist — Gewissheit! Herr T. will deswegen von allen bisher bekannten Arten der Pflanzen Abbildungen liefern, die zu ihrer Erkenntnis zureichend seyn sollen, und, wenn dieses Werk einmal vollständig ist, so wird man zum Studium der Gattungen und Arten, keines andern botanischen Bilderwerks bedürfen. Hiermit sind unstreitig noch viele andere nicht unwesentliche Vortheile verknüpft, die das Archiv der Gewächskunde als eine sehr gemeinnützige und für den Vortheil der Wissenschaft höchst wichtige Unternehmung empfehlen. Diese sind 1. Gleichheit und Bequemlichkeit des Formats; 2. Ersparnis im Raume, da man sonst zu einer botanischen Bibliothek von gleicher Vollständigkeit mehrere Säle brauchen würde, hier aber ein einziger Bücherschrank zureicht; 3. Leichtigkeit das Ganze zu übersehen und zu behalten, die hier theils durch das Format, theils durch die Einrichtung mit Registern u. dgl. und schon durch die Einheit des Werkes selbst bewirkt wird, da sonst die nämlichen Abbildungen nur allzu häufig in verschiedenen Werken wiederholt werden, und, was noch das allerschlimmste ist, unter ganz verschiedenen Namen vorkommen; 4. Ansichten von Abbildungen, die theils in sehr seltenen, gar nicht mehr verkäuflichen, oder nur in äußerst theueren Prachtwerken, in Werken gemischten Inhalts u. s. w. vorkommen, eben darum für Manchen sehr schwer zu erhalten, und endlich auch von solchen, die ganz neu oder wesentlich verbessert sind, indem hier auch sehr viele ganz neue Entdeckungen zum erstenmahl vorgestellt werden; 5. und vorzüglich Wohlfeilheit des Preises. Diese entspringt hier wieder sowohl aus der Einheit des Werkes, als aus der Einrichtung desselben. Schwarze Tafeln sind für jeden Botanisten zureichend, um die Formen der Gewächse zu erkennen, und die Farben werden im Texte angegeben. Bey einem Universalwerke, wie das gegenwärtige, wenn nicht unzählig viele von dessen Genusse ausgeschlossen werden sollen, war es um so nothwendiger, die Abbildungen schwarz zu geben: da sonst der Preis zu sehr vertheuert, und durch die Illumination der Fortgang der Herausgabe selbst gar sehr verzögert würde, da ferner so viele Abbildungen nur schwarz gegeben werden können, z. E. solche, die nach bloßen getrockneten Pflanzen gefertigt worden, und da auf diese Weise ein Übelstand aus der Vermischung der theils schwarzen, theils illuminirten Tafeln entspringen müßte. Eben so zweckmäßig findet Rec. auch das gewählte Format, welches gerade groß genug ist, um jede Pflanze kennbar vorzustellen, zumal da der Herausg. mit den Nebentafeln eben nicht sparsam ist. Diese Wirthschaft mit

dem Papiere ist nicht unbedeutend, und es wäre zu wünschen, daß auch andere Schriftsteller so bescheiden seyn möchten, die ohnedem ungeheuern Preise dieser Waare durch zwecklosen Luxus nicht noch mehr zu vergrößern. Übrigens muß Rec. gestehen, daß er kaum begreife, wie es dem Herausgeber möglich sey, in diesen theuern Zeiten und bey so vieler Eleganz des Papiers und Nettigkeit der Kupferstiche einen so niedrigen Preis zu erhalten. Vorzüglich muß hier noch bemerkt werden, daß nicht allein sehr oft 2 und 3 Tafeln, die zu einer Abbildung gehören, nur für eine berechnet werden, sondern daß sich auch der Herausg. anheischig gemacht habe, in der Folge nachträgliche und verbesserte Tafeln unentgeltlich zu liefern, und daß es endlich jedermann frey stehe, wenn das ganze Werk seine Vermögensumstände übersteigen sollte, sich einzelne Tafeln auszuwählen, so viel und welche er wünscht.

Ausserdem veranstaltet der Herausg. noch 6 Partialausgaben, die mit besonderen Titeln, Registern u. s. w. versehen werden, und die dann nur jene Abbildungen, welche zu ihrer Kategorie gehören, als Auszug aus dem größern Universalwerke, dem Archiv der Gewächskunde enthalten. Der Preis derselben, so wie der einzeln ausgewählten Tafeln ist nur um ein Weniges höher. Diese Partialausgaben sind: a) Eine Sammlung der ökonomischen Pflanzen in Vereinigung mit den Arzneygewächsen; b) Eine Flora des österreichischen Kaiserthumes; c) Die Bäume und Sträucher der bekannten Welt; d) Eine Auswahl der neuen, selteneren und vorzüglich merkwürdigen Pflanzen; e) Eine Auswahl der vorzüglich kritischen und zweifelhaften Arten; endlich f) die botanischen Monumente, oder die Pflanzen, in deren Namen das Andenken großer verdienstvoller Männer verewigt worden.

In der That ist dieser Plan einzig auf den Vortheil der Botanik und ihrer Freunde berechnet. Kaum bleibt uns noch etwas zu wünschen übrig, als eine schnelle Fortsetzung dieses nützlichen und verdienstvollen Werkes. Es würde uns bey der anderthalbjährigen Unterbrechung desselben dafür bange werden, wenn uns nicht die sehr regelmässige und bereits weit gediehene Fortsetzung der gemahlten Prachtausgabe überzeugte, daß dieser Stillstand nur den Zeitumständen zuzuschreiben sey, daß der Herausg. nie ausgesetzt habe, und daß er uns vermuthlich bald mit desto mehreren Lieferungen erfreuen werde, je länger er bisher dieselben zurückbehalten, weil die allgemeine Aufmerksamkeit während dieses Zeitraums einzig auf die politischen Ereignisse ihre Richtung genommen, und in den Wissenschaften aller Art eine gänzliche Ebbe gewesen, während welcher

man nur den Verlag angehäuft, aber keine Abnehmer gefunden haben würde. Aus den Fortschritten jener gemahlten Ausgabe und den daselbst vorkommenden Abbildungen ersehen wir, daß der Herausg. Kupfertafeln zu 5—6 neuen Lieferungen vorrätzig haben müsse, indem sich die Verzeichnisse des Nomenclators der gemeinen Ausgabe auf die Nummern des Archives beziehen, und überhaupt die nämlichen Tafeln in beyden Ausgaben vorkommen, nur daß in der schwarzen Ausgabe noch mehr Tafeln erscheinen, nämlich auch alle jene, deren Abdrücke nicht ausgemahlt werden können.

Freylich möchte wohl auch die größte Thätigkeit eines einzelnen Mannes nicht zureichen, um einem Werke, wie das Arch. d. Gewächsk. ist, die volle Rundung zu verschaffen. Ein Lebensalter ist zu wenig dazu. Es ist eine Unternehmung, die sehr lange fortgesetzt werden, die — niemals enden muß. Allein, das Botanical-Magazin, die Flora Danica, die Encyclopédie méthodique u. dgl. sind ähnliche Werke, und ihre ersten Herausgeber sind längst schon von dem Schauplatze abgetreten, aber jederzeit wieder durch andere tüchtige Nachfolger ersetzt worden. Da nun das Arch. d. Gewächsk. für die Botanik von so großer Wichtigkeit, für den österreichischen Staat aber eine sehr rühmliche Erscheinung ist, so darf man wohl hoffen, daß nach dem einstmaligen Tode des gegenwärtigen Herausg. dasselbe eben solche Begünstigungen erhalten werde, wie diejenigen sind, deren sich die so eben genannten Werke in England, Dänemark und Frankreich erfreuen; um so mehr, da, wie Rec. wohl unterrichtet ist, nicht allein viele Große, sondern selbst mehrere Individuen von der allerhöchsten kaiserl. Familie und Se. Maj. der Kaiser Franz selbst, als Abnehmer daran Antheil nehmen, und ihnen daher an der Fortsetzung desselben wohl gelegen seyn muß. Sey es aber auch der Fall, daß keine solche Begünstigung erfolgte, ein Werk, das den besten Ruf für sich hat, und von dem wenigstens ein gewisser Antheil jedem Beflissenen der Botanik unentbehrlich ist, ein solches Werk wird nie zur verlegenen Waare werden, und jeder Autor wird sich eben sowohl zur Ehre halten, als jeder Verleger zum Vortheile, es fortzusetzen und so sehr als nur möglich zu bereichern. Doch auch schon das Vorhandene, ohne alle Fortsetzung ist und bleibt stets für die Botanik ein schätzbares Ganzes. Botanische Bilderwerke haben keine Gränzen, davon haben wir Beyspiele an den Plantas Liliacées und an so vielen andern. Jacquins Flora mit 500 Tafeln ist eben so gut ein complettes Werk als die Flora Danica mit 1440; sie sind allezeit mit ihrem letzten Bande vollständig, und sollte auch der frühzeitigste Tod uns ihre Herausgeber

und mit diesen alle Hoffnung zur weitern Fortsetzung entreißen.

Es ist bereits öfters von einer gemahlten Ausgabe dieses Werks Erwähnung gemacht worden, und es bleibt noch übrig, auch über diese Aufklärung zu geben, und das Publikum mit der Veranlassung und dem Plane desselben bekannt zu machen. Von der Wahrheit durchdrungen, daß für das Studium der Pflanzenkunde schwarze Abbildungen zureichen, schien der Herausg. anfangs fest entschlossen zu seyn, sein Werk nun mit schwarzen Kupfern zu verzieren. Wir erkennen dieß sowohl aus dem Programm, als auch aus der, der 2. Lieferung beygelegten Vorrede zum 1. Bande des A. d. Ge. Unterdessen scheinen ihn wiederholte Aufforderungen dahin vermocht zu haben, daß er diejenigen Tafeln, die zur Mahlerey geeignet waren, herausgab, und als eine neue 7. Partialausgabe unter dem Titel: Ausgemalte Tafeln aus dem A. d. G. besonders herausgab. Hier erscheinen also die nämlichen Tafeln, die das A. d. G. liefert, auf geleimtem Velinpapier ausgemalt in kleineren Heften zu 10 Abbildungen (wobey die Nebentafeln eben so wenig angerechnet werden, als in der schwarzen Ausgabe) und soll der Regel nach alle 14 Tage ein neues Heft erscheinen, deren 10 einen Band von 100 Abbildungen beschließen. Zu diesen Heften kömmt noch ein eigener Nomenclator, der sich von dem der andern Ausgabe nur dadurch unterscheidet, daß er auf sehr schönem Velinpapier abgedruckt, und mit den französischen Namen der Pflanzen versehen ist. Jeder Band hat seine eigene Vorrede und Register, der 3. auch noch ein alphabetisches Hauptregister. Dann enthält noch jeder Band ein Portrait von irgend einem in der Botanik berühmt gewordenen Manne, der 1. und 2. Band enthalten besondere Abhandlungen, der 3. einen gedrängten deutschen Commentar über alle bis zum Schlusse desselben hier abgebildete gemahlte Pflanzen, und vom 4. Bande an wird dieser Commentar mit dem Schlußhefte eines jeden Bandes fortgesetzt. Damit der Herausg. im Stande seyn möge, recht viel solcher ausgemahlter Abbildungen seinen Abnehmern zu liefern, fand er es nöthig, sich auf eine Auflage von 20 Exemplaren zu beschränken, und wie wäre es sonst auch möglich gewesen, alle 14 Tage 10 neue Abbildungen, deren viele mit Nebentafeln versehen sind, herauszugeben? Da bereits 427 solcher Tafeln erschienen sind, mußten also ohne Inbegriff der Mustertafeln binnen etwas mehr als anderthalb Jahren 2540 Exemplare ausgemahlt werden, welches gewiß eine sehr große Zahl ist. Wenn nun aber bey gleichem Fleiße, statt 20—100 Exemplare von jeder Tafel gemahlt worden wären, so würden in der nämlichen Zeit nur 84 Tafeln oder 70 Abbildun-

gen erschienen seyn. Da aber hier Reichthum oder Menge der Abbildungen der vornehmste Zweck ist, und da man voraussetzen konnte, daß sich die meisten mit der schwarzen Ausgabe begnügen, und daß nur wenige sehr mächtige Freunde und Beförderer der Botanik diesen Aufwand nicht scheuen würden: so war es gut gethan, die ganze gemahlte Ausgabe auf eine so geringe Anzahl von Exemplaren zu beschränken, obgleich dadurch der Dividend des Preises erhöht werden mußte. Was nun also den Plan dieser gemahlten Nebenausgabe des A. d. G. betrifft, so hält sich Rec. für befugt, die Umsicht anzurühmen, mit welcher er entworfen wurde, und es bleibt ihm nur der einzige Wunsch übrig, daß einige von diesen 20 Exemplaren, die er bisher nur in den Händen einiger sehr reichen Privaten getroffen, an solche Orte gelangen möchten, wo sie dem öffentlichen Gebrauche nicht gänzlich entzogen, nicht ein ausschließendes Eigenthum des Genusses einzelner Besitzer seyn möchten.

Die *Observationes botanicae* erscheinen zwar beziehungsweise auf das A. d. G. jedoch als ein eigenes Werk. Wir mißbilligen es keineswegs, daß man es frey stellt, diese allein und ohne A. d. G. zu verlangen: allein, das Archiv sollte nach unserer Meinung ohne *Observationes* gar nicht ausgegeben werden. Freylich hat der Herausg. auch einen deutschen Commentar zu demselben versprochen. In diesem Falle stünde es dann in der Willkür der Abnehmer, das Archiv mit einem lateinischen oder mit einem deutschen Commentar zu erhalten. Da nun aber bisher dieser verheißene deutsche Commentar noch nicht erschienen ist: so können wir das Besorgniß nicht unterdrücken, daß die Bearbeitung den Herausg. in der Hauptsache verhindern und die Fortsetzung des A. d. G. nur verzögern möchte. Rec. ist der Meinung, ein allgemeiner deutscher Commentar zum A. d. G. sey entbehrlich, und nur für die Partialausgaben der österreichischen Flora und der ökonomischen Pflanzen wünschenswertig. Auf alle Fälle dürfte dieser Commentar sehr kurz und nur mit Hinweisung auf die classischen Schriftsteller, die jedem Studierenden unentbehrlich sind, beyläufig wie jener von der gemahlten Ausgabe eingerichtet und abgefaßt werden. Rec. verwirft die Absicht, zu jeder Abbildung ein eigenes Blatt Text zu liefern, da diese Einrichtung das Werk beträchtlich vertheuern müßte, ohne einen wesentlichen Nutzen zu verschaffen.

So viel von dem Plane dieses Werkes. Und nun wollen wir endlich auch zur Beurtheilung der Ausführung schreiten, so weit nämlich, als uns diese bekannt ist. Wir beginnen mit der schwarzen Ausgabe vom Arch. d. Gewächsk.

Im Allgemeinen muß Rec. bekennen, (und er zweifelt gar nicht, jeder Sachkundige werde ihm beystimmen) daß die Zeichnung getreu und deutlich, der Stich recht nett, die Abdrücke rein und das Papier ganz vorzüglich schön sind. Schöner sind wohl noch mehrere, besonders französische schwarze Kupferwerke, allein bey genauer Untersuchung treffen wir verhältnißmäßig zu dieser Menge von Tafeln, nirgends eine reinere Correctheit der Zeichnung und des Stiches. Unverkennbar und sehr lobenswerth ist das Bestreben des Herausg. nach Vollkommenheit und Verbesserung. Jede der Lieferungen übertrifft ihre Vorgängerin, und selbst in einem und demselben Hefte bemerken wir diesen wachsenden Rang mit der laufenden Nummer. Daß unter diesen Abbildungen viele aus andern Werken copirt sind, läßt sich nicht läugnen, aber, man muß sagen, mit Beurtheilung und nicht selten mit Verbesserung. Die zu dieser Absicht benützten Werke scheinen vornehmlich die *Annales des Pariser-Museums*, *Smiths Icones ineditae*, *Andrew's Botanist's Repository*, *Curtis Botanikal-Magazin*, *Humboldts plantes équinoctiales*, *Redoutée's plantes Liliacées*, und *Roxburgs Flora von Coromandel* zu seyn. Wir wollen nun die Reihe dieser Abbildungen nach der Folge ihrer Nummern durchsehen. Jedoch können wir nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auch zugleich die *Observationes* mitzunehmen, und über beyde unser Urtheil auszusprechen.

Nro. 1. *Acer tataricum* (2 Tafeln) 2. *Ac. pseudoplatanus*. 3. *Ac. saccharinum*. 4. *Ac. platanoides*. 5. *Ac. laciniatum*. Wird für eine eigene Art angegeben, da sie sich vom *A. platanoides* nicht allein durch den Blütenstand und die krausen, tiefgeschlitzten Blätter, sondern auch durch die zurückgebogenen, genagelten Blumenblätter, die aufrechten Staubgefäße, die gehörnten Stigmen und durch die limoniensförmigen Ausschlagblätter unterscheidet. 6. *Ac. austriacum*. Wird als neue Art aufgestellt. Allein, Rec. ist der Meinung, daß dies wohl nur eine Abart von *Ac. campestre* sey. Man findet so viele Übergänge zwischen beyden, und nur der Standort scheint den sonst sehr kleinen *Ac. campestre* in einen Baum von bedeutender Größe zu verwandeln. 7. *Ac. campestre*. 8. *Ac. dasy carpum* (2 Taf.). 9. *Ac. rubrum* (2 Taf.). No. 8 u. 9 hält Rec. für wahre *Diocisten*. 10. *Ac. Negundo* (3 Taf.). 11. *Ac. pensylvanicum* (nicht *Pennsylvanicum*!). 12. *Ac. montanum* (2 Taf.). 13. *Ac. opulifolium*. *Ac. opalus* und dieser sollen einerley Art seyn? 14. *Ac. obtusatum*. Neu; besonders durch die dicken, sehr stumpfen, unterhalb starkbehaarten Blätter unterschieden. 15. *Ac. pictum* — ohne Blumen und Früchte, nach Thunberg. 16. *Ac. japonicum*. 17. *Ac. palmatum*. 18. *Ac. dissectum*. 19.

Acer creticum. — Ist doch wohl nur die Jugend vom folgenden: 20. Acer monspessulanum. 21. Loasa triphylla. Die Einleitung zu dieser Pflanzengattung ist lesenswürdig. Der Name Loasa wird sehr glücklich von der Stadt Loxa hergeleitet. 22. L. Sclareaefolia. 23. L. nitida. 24. L. triloba. 25. L. Acanthifolia. 26. L. Xanthiifolia. 27. L. Ranunculifolia (2 Taf.). 28. L. Acerifolia. 29. L. grandiflora. 30. L. Argemonoides. 31. L. ambrosiaefolia. 32. L. urens. Wird als eigene Art und von L. ambrosiaefolia verschieden angegeben. 33. L. contorta. 34. L. volubilis. 35. Thouinia simplicifolia. 36. Th. trifoliata. 37. Th. pinnata. 38. Th. decandra. Eine neue Humboldtische Art aus dem Mexikanischen Reiche. 39. Schrebera Swietenoides (2 Taf.). 40. Bergera Königii. 41. Cansjera scandens. 42. Plantago nana. Neu. Verschieden von Pl. major aufser der Gröfse durch die rundlichen, graugrünlischen Blätter und durch die gehäuften Blümschäfte. 43. Viola lutea. Ist eine sehr ausgezeichnete Spielart von Viola tricolor, aber nicht Viola lutea Sm. die ein Synonym von V. grandiflora ist. 44. Conium strictum. Rec. hält auch diese Pflanze nur für eine Abart von Con. maculatum. 45. Ajuga foliosa. Neu. Verschieden durch den fast ästigen Stängel, durch die dicken, langgestielten Wurzelblätter und die ungefärbten Blütenblätter. 46. Orobanche cariophyllacea. 47. Trifolium heterophyllum. Neue Alpenpflanze. Versch. durch die fast gleich langen Kelchzähne, durch die eiförmigen, begranneten Alterblätter, und die zerstreuten, steifgraden Stängel. 48. Cineraria crocea. Rec. hält diese neue Cin. nur für eine Abart von Cin. integrifolia. 49. Chrysanthemum corymbosum Var. radio-flavo. Allerdings selten und merkwürdig! 50. Centaurea badensis. Neu. Versch. durch die fast sichelförmigen Blattschlitzten und den fast einblüthigen Stängel. 51. Tulipa gefsn. 52. Tul. gefsn. Var. foliosa. 53. Tul. gefsn. Var. polyantha. 54. Tul. gefsn. Var. monstrosa. 55. Tul. oculus solis. 56. Tul. suaveolens. 57. Tul. sylvestris. 58. Tul. Clusiana. 59. Tul. Celsiana. 60. Tul. biflora. 61. Tul. Bregmiana. 62. Tul. Bregn. β pendula. 63. Epilobium simplex. Neu. Verwandt mit Ep. pubescens, aber versch. durch die vollkommen ganzen, aufsitzenden, gegenüberstehenden Blätter und den steifgraden Stängel. 64. Clematis ochroleuca. Ist nicht Cl. ochroleuca, sondern eine ganz neue Art. 65. Senecio montanus (2 Taf.). 66. Conyza candida. 67. Isatis tinctoria (2 Taf.). 68. Is. praecox (2 Taf.). Neu. Unterdessen kennt Rec. keine andere als diese Art, die in Österreich einheimisch wäre. 69. Isatis Lusitanica. Wenn einmal des Grafen von Hoffmannsegg flora Lusitanica beendet seyn wird, hoffen wir nach selbiger eine bessere Darstellung von dieser Pflanze zu erhalten! 70. Is. Armena. 71. Cypselea humifusa. 72. Petu-

nia nyctaginea. 73. Pet. parviflora. 74. Sanguinaria canadensis. 75. Sang. canad. β Eine Abart mit blattlosem Schaft, breiteren Blättern und 10blättriger Blume. 76. Gymnostytes anthemifolia. 77. G. nasturtiifolia. 78. G. pterosperma. 79. Hydrocharis morsus ranae (2 Taf.). 80. Hydrocharis Spongia. Eine äußerst merkwürdige Pflanze! 81. Johanna insignis. 82. Joh. microphylla. 83. Schradera capitata. 84. Schr. ligularis. 85. Waldsteinia geoides. 86. Kitaibela vitifolia (2 Taf.). 87. Cornutia punctata. Diefs war Jacquins Hosta coerulea. Da es neuerdings erwiesen wurde, das die Frucht der Cornutia keine bacca, sondern eine drupa baccata ist, so muß diese Pflanze eine Cornutia verbleiben, und nur der Gattungscharakter der Cornutia berichtigt werden. 88. Matelea palustris. Diefs war Willdenow's Hostea viridiflora. 89. Hosta japonica (2 Taf.). Bisher Hemerocallis japonica auct. Rec. stimmt völlig bey, das diefs eine eigene Gattung sey, die man mit Recht von Hemerocallis trenne. 90. Bonplandia trifoliata (2 Taf.) Diefs ist der Baum, von dem der cortex angosturae kommt. 91. Persoonia ferruginea. 92. Salvia Boosii (2 Taf.). Diese ist später von Willdenow. S. thymiflora und von Baron Jacq. dem Sohne S. Boosiana genannt worden. Allein Rec. hält sie mit S. cuspidata der fl. peruv. et chil. von Reicz u. Pavon für identisch. 93. Helleborus trifolius. 94. Anemone groenlandica. Allerdings verschieden von der vorhergehenden, mit der sie Willdenow vereinigt hat. 95. Septas capensis. 96. Cephalotus follicularis. 97. Abama ossifraga. 98. Podocarpus aspleniifolia. 99. Podophyllum peltatum. 100. Roussea simplex. 101. Endrachium madagascariense. 102. Cookia punctata (2 Taf.). 103. Ceratonia siliqua. 104. Aesculus hippocastanum (2 Taf.). 105. Erisma floribundum. 106. Castanea vesca. 107. Castanea pumila. 108. Cinchona Condaminea (2 Taf.). Dieser Artikel enthält zwar viel Interessantes, doch auch manche ganz überflüssige Einstreuung. Wenn dem Verf. Humboldts Abhandlung über die Chinawälder in Südamerika (im Berliner - Magazin I. Jahrg.) bekannt gewesen wäre, würde er vermuthlich manche Erörterung, besonders die von der Entdeckung des Gebrauches, anders gegeben haben! Für den rechtmässigen Repräsentanten der Cinchona in Österreich erkennt Rec. nicht die Syringa vulgaris, sondern vielmehr die Menyanthes trifoliata. Aber freylich wohl ist diefs nur eine krautartige Pflanze! 109. Sarcophyta sanguinea. 110. Portulacca oleracea. 111. Portulaccaria afro. 112. Salsola Hostii. Neu. Von S. salsa verschieden durch den strauchartigen, unterhalb stacheligen Stängel und durch die kleineren laxen Blätter. 113. Indigofera tinctoria. Ist nach Reons. Meinung mit der darauf folgenden verwechselt. 114. Indigofera Anil. 115. Ind. disperma. 116. Beta trigyna. 117

Beta crispa. Neu; aber sehr nahe verwandt mit B. Cycla. 118. Sowerbeja juncea. 119. Menyanthes trifoliata. Ob die zur Seite abgebildete Zwergpflanze nicht dennoch eine neue Art seyn dürfte? 120. Anchusa italica. 121. Asarum europaeum. 122. Orchis Hostii. Neu! Verwandt mit Orch. mascula. 123. Marshallia Schreberi. Bemerkungen von dieser Art, wie die bey dieser Pflanze in den observationibus gemachten, sind lehrreich, unterhaltend und musterhaft. 124. Kochia eriophora. Wir halten diese Abbildung für die schönste von allen bisher gelieferten. 125. Solenandria cordifolia. 126. Epigea repens. 127. Lightfootia oxycoccoides. 128. Sibthorpia europaea. 129. Nerteria depressa. 130. Myosurus minimus. 131. Limosella aquatica. 132. Koenigia islandica. 133. Daphne striata. Neu! von D. Cneorum versch. durch den 3theiligen Stängel, und die verlängerten, aussen nackten, gestreiften Blumenkelche. 134. D. Cneorum. 135. Lachenalia pustulata. 136. L. pust. β densiflora. Rec. hält diese für eine eigene Art. 137. L. Liliflora. 138. L. unicolor. 139. L. pupureo-coerulea. 140. L. Botryoides. Ob diese nicht vielmehr zur L. latifolia, d. L. fragrans des Andrew hingehöre? 141. Lachenalia fragrans. 142. L. latifolia. Ohne Zweifel eine eigene, neue Art! 143. L. purpurea. 144. L. pusilla. 145. L. rubida. 146. L. tigrina. 147. L. punctata. 148. L. tricolor. 149. L. luteola. 150. L. lut. var. pallida.

Nun noch ein paar Worte über die gemalte Prachtausgabe vom A. d. G. Obgleich diese, wie schon gesagt wurde, eigentlich nur ein Auszug aus dem grossen Hauptwerke ist, so ist sie doch schon um 200 Nummern vorgerückt nämlich bis 350. Diejenigen Tafeln, die nicht gemalt werden können, weil ihre lebendigen Farben unbekannt sind, werden hier weggelassen, und wer sie wünscht, kann sie einzeln erhalten. Denn es ist schon oben gesagt worden, daß die Auswahl einzelner Tafeln aus der schwarzen Ausgabe vom A. d. G. jedermann frey stehe. Übrigens sind die Tafeln selbst ganz die nämlichen, welche in jener andern allgemeinen Ausgabe schwarz abgedruckt vorkommen.

Rec. findet die malerische Ausführung derselben so rein, so kunstmässig und so befriedigend, daß er glaubt, diese Ausgabe als eines der ausgezeichnetsten Kunstprodukte empfehlen zu können. Keine Tafel ist schlecht, nur wenige sind mittelmässig, die übrigen alle sind vorzüglich schön und dürfen sich mit den berühmtesten Werken dieser Art von Bauer, Redoutée und Sowerby messen. Hätte dieses Werk jenes grosse Format, wodurch andere botanische Prachtwerke imponiren, die sich auf 5 bis 400 Tafeln beschränken, man würde es schon jetzt für das erste seiner Art anrufen. Allein — dann müßte das Ziel desselben nicht der grösste

Reichthum seyn, wie schon anderswo gesagt wurde. Lassen wir aber dieses nur einmal auf 10 Bände heranwachsen, dann wird man seinen Rang unwiderstehlich empfinden, und erst dann wird sich die Zweckmässigkeit und die unausweichliche Nothwendigkeit dieses Formats jedermann unverkennbar darstellen. Denn man wird hier wie in einem grossen Garten herumwandern und sich nicht allein an dem Genusse der Schönheit, sondern auch an dem der Mannigfaltigkeit und der Menge erquicken. Nehmen wir aber an, es erreiche einst den Umfang von 2 oder gar von 3000 Abbildungen: so ist es ein wahrer botanischer Schatz, ein literärisch-artistisches Heiligthum der Flora, womit sich diejenigen Bibliotheken, die es besitzen, als mit dem Kostbarsten rühmen werden, dessen Ansicht dermaleinst Reisen veranlassen dürfte. Denn, da nur 20 solche Exemplare ausgegeben werden, und diese größtentheils sich nur in den Händen einzelner Besitzer befinden: so wird es jederzeit nur sehr wenige Bibliotheken geben, die es besitzen, und noch weniger, die es ohne Schwierigkeiten jedermann ansehen lassen.

Die beygegebenen Bildnisse botanischer Schriftsteller vermehren noch den Werth dieser Ausgabe, so wie die wirklich sehr elegante Auflage, und die niedliche Appretur der Hefte.

Anfangs wollte der Herausg. sie nur mit einem Nomenclator und noch überdiess jeden Band mit einer botanischen Abhandlung begleiten. Da aber nachher seine Abnehmer den Wunsch äuferten, einen eigenen Commentar über die hier abgebildeten Pflanzen zu erhalten: so lieferte er endlich mit dem Schlusse des 3ten Bandes auch einen solchen über alle 3 Bände. In der Folge wird zu jedem Bande die Fortsetzung desselben mit dem Schlufshefte erscheinen. Dieser Commentar begreift in sich 1tens die Angabe der Klasse und Ordnung des Lineischen Sexualsystems; 2tens Anzeige der natürlichen Verwandtschaft mittelst Benennung der nächsten Gattungen und, bey gröfsern Gattungen, selbst die der nächstverwandten Arten; 3tens die Citate von Willdenow's Species und Persoon's Synopsis; 4tens Bemerkungen, die über die Pflanze einige Aufklärung herbeyschaffen; 5tens das Vaterland und 6tens die Dauer. Da wir in der Folge, so wie wir dieß Mal gethan haben, mit der einzelnen Recension der Nummern der schwarzen Ausgabe fortzufahren gedenken; so halten wir es für überflüssig, hier auch noch eine detaillirte Anzeige von den Abbildungen dieser gemalten Ausgabe zu liefern. Nur in Rücksicht der Malerey wollen wir folgende Nummern ausheben, deren Abbildungen wir von allen bisher gelieferten für die schönsten und vollendetsten halten. Es sind No. 1, 3, 8, 16, 24, 51, 68, 81, 104, 106, 111, 128, 136, 138, 144, 148, 155, 158, 172, 176, 177.

178, 180, 181, 182, 205, 231, 233, 234, 236, 238, 239, 240, 244, 252, 257, 259, 260, 266, 270, 277, 279, 283, 285, 288, 293, 297, 298, 301, 304, 305, 308, 309, 320, 331, 335, 336, 345.

Die beyden Abhandlungen, die dem ersten und zweyten Bande beygefügt wurden, wird Niemand ohne besondere Theilnahme lesen. Die erste derselben betrifft eine ganz neu in Vorschlag gebrachte Wissenschaft die Naturanschauungslehre (Physiopsologie) d. i. die Lehre, wie man aus der Physiognomie der Schöpfung, den Geist des Schöpfers auffassen und in sein Wesen übertragen soll. Diese Wissenschaft wird in Zukunft ohne Zweifel die beliebteste werden, da sie der Naturgeschichte ein neues Interesse verschafft, und das Irdische in ein exaltirtes, fast überirdisches Leben verwandelt. So wie der Kunstkenner aus der Betrachtung eines Gemäldes den Meister erkennt und im Stande ist, alle seine Gefühle zu detailliren, eben so soll nach dieser Lehre der physiopsische Virtuose im Stande seyn die Ideale der göttlichen Vollkommenheiten in der Darstellung der Naturprodukte, ihrer Formen, und ihrer Aggregate zu erklären. Es wäre sehr zu wünschen, das diese Abhandlung zur allgemeinen Kenntniß gelangte, so würde die Physiopsologie desto früher in Aufnahme kommen! Obschon das gemüthliche Anschauen der Natur, so wohlthätig es auch immer für den wissenschaftlichen Kenner derselben ist, nach des Recn. Meinung sich doch, als etwas Subjectives, nie zu einer Wissenschaft wird erheben lassen, weil doch einmal in dem Heilighume des Gemüths, so wie im Tempel des Geschmacks immer mehr gefühlt, als gedacht wird.

Die Original-Abhandlung des 2ten Bandes liefert uns ein neues Schema der Natur. Weder eine Scale, noch eine Karte — Strahlen, die von einem Mittelpunkte ausgehen, und gegen die unbegränzte Ferne hin nach verschiedenen Richtungen fortwallen, dabey sich seitwärts berühren — so ist es ein Bild der wirklichen Schöpfung! Dieses sehr nett in Kupfer gestochene Schema, begleitet von einer eben so falslichen als tief durchdachten Erklärung muß jedem Naturphilosophen, das Wort nicht in der jetzt gangbaren Bedeutung genommen, höchst willkommen seyn; denn nur eine allgemeine Übersicht aller gegenseitigen Verhältnisse unter den natürlichen Dingen führt zu jenen großen Resultaten, die der eigentliche Zweck alles Forschens und alles Denkens sind. Und wirklich scheint diese Ansicht des Ganzen aus dem neuen Standpunkte aufgefaßt, unsern bisherigen Kenntnissen angemessen zu seyn.

3 i.

Schöne Wissenschaften.

Kaledonische Erzählungen. Von Friedrich Müller. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1814, 8., d. L. VIII u. 349 Seiten.

Romanenschreiber und Erzähler borgen nur zu oft zu dem Scenengemälde ihrer Werke nichts als den Namen von fremden Ländern und entfernten Völkern, so das ein Buch wie das gegenwärtige, das dem einfachen Titel durch treues Ort- und Sittengemälde vollkommen entspricht, eine eben so seltene als freudige Erscheinung ist. Der Hr. Verf., geheimer Archivar und Regierungsrath zu Weimar, frühe mit der englischen Sprache, mit der Literatur, den Sitten und den Ortsbeschreibungen von Schottlands Bergen und Inseln bekannt, las zuerst diese Erzählungen einem Kreise gebildeter Frauen und bedeutender Literatoren, von denen sie mit Beyfall aufgenommen wurden. Wielands und der Frau Großherzoginn Maria k. H. Aufmunterung wird sich durch den Beyfall des Publikums gerechtfertigt finden, dem bey diesem Bändchen nichts zu wünschen übrig bleibt, als das demselben bald ein zweytes vom gleichen Gehalte nachfolgen möge. Der Wunsch des Verfs. der diese Erzählungen als Erholung in seinem Geschäftsleben voll Aktenstaub schrieb, das sie den Lesern Erholung gewähren, und das sie der Phantasie, die sie zum Theile schuf, begegnen möchten, wird gewifs nicht unerfüllt bleiben.

Die in diesem Bändchen enthaltenen vier Erzählungen heißen: *Glen-Coe*, *Ben-ghrianan*, *Baguhild und Audna*, nach einer geschichtlichen Sage, und *die Einsame auf St. Kilda*. Die Benennungen sind (die der dritten ausgenommen) von Örtlichkeiten hergenommen, in deren Kenntniß und malerischen Beschreibung der Verf. vor gewöhnlichen Erzählern, welche ihre Scenen in entfernte Völker und Gegenden verlegen, ungemein zu seinem Vortheile sich auszeichnet. *Glen-Coe* ist der Name eines wunderbaren schauerlichen Thales im Hochgebirge Schottlands von einem Zweige der Macdonald's beherrscht, deren Zerstörung zu Ende des 17. Jahrhunderts den Stoff der ersten Erzählung gab. *Ben-ghrianan*, Berg der Sonne, gab den Titel zur zweyten, die mit glänzenderen Farben gemalt, mit Titania's Zauber glüht. Als Belege und Probe der lebendigen Darstellungsgabe, heben wir die folgende Stelle davon aus: „Du wirst den Schild aufhängen in dieser Halle und kein Sohn einst ihn wieder herabnehmen. So sprach der Alte traurig. Mein Arm gehört dir und dieser Insel, erwiderte Oran. doch mein Sehnen reicht weit hinaus, weit über die salzige Fluth. Und wenn der Vater, die Brüder den Schlaf herabriefen beym

Kreisen des Meths in den bunten Muscheln, dann stand er auf, nahm sein Geschloß und schritt hinaus in die Nacht voll Sternen-Nebel und Nebel-Sterne, erstieg die Gebirge und weilte am liebsten auf einem Felsen dicht am Meere. Hundertarmige Riesen, von denen die Axt der Nachkommen keine Spur liefs, überwölbten damals einen daran stoßenden Platz, auf den die weiche Decke des Heidekrautes sich in purpurnen Blüten ausbreitete. Hier warf sich Oran oft nieder und horchte dem traurigen Flüstern der heiligen Bäume. Das Bewegen des Laubes und der Zweige mahlte Schatten auf den röthlichen Teppich und ein ewiges Wanken, Kommen, Gehen zeigte stille Geisterwelt, die tonlos Zwiesprach zu halten schien und sich ergetzte in dem Dunkel der Nacht, an den einzelnen Silberstreifen, die der Mond auf die Stämme der Bäume warf. Der sternbesäte Äther schloß den hohen Tempel mit seiner schwarzblauen Wölbung; die Chorführer umgürteten, einem strahlenden Sternbunde gleich, den ungeheuern Bogen und einzelne fallende Sterne kühlten die Flammen in der wogenden Fluth. Und wo sie untertauchten, glänzten die Wasser, bis die nächste Welle die fremde Flamme küssend mit sich nahm." Die dritte Erzählung *Baguhild und Audna* ist nach einer alten geschichtlichen Sage gebildet, woraus der Verf. der *Schuld*, den Stoff seines herrlichen Trauerspiels genommen. Havard, der durch den Mord des ersten Gemahls Raguhild's zu ihrem Besitze gelangt war, entbrannte in Eifersucht wider Cirtus, seinen jüngern Bruder, der sich seiner Gemahlinn im ersten Schmucke der Jugend und mit Liebe nahte. Auf einer Bärenjagd, wo Cirtus zwey der wilden Thiere niedergestossen in Gegenwart Havard's, der müßig zugehien, überhäufte er diesen mit Vorwürfen. Havard rief, er werde dem nicht beystehen, den er hasse auf den Tod, ein heftiger Streit folgte, beyde warfen die Lanzen, Havard sank, und Cirtus ward Raguhild's Gemahl, und Herr der Orkney-Inseln, deren älteste Sagengeschichte in dieser Erzählung schön durchgeführt wird. Die folgende, *die Einsame auf St. Kilda*, ist eine malerische Darstellung des elenden und einsamen Lebens auf den Hebriden. Arabella, eine edle Engländerinn, durch einen Bösewicht, dem sie ihr Vormund als Gattinn verkauft hatte, auf die Insel unter dem Vorwande von Verbrechen und Wahnsinn verbannt, findet dort als einzigen Trost in ihren Leiden eine Bibel, deren breiten Rand sie mit ihrer Leidensgeschichte beschreibt. Durchaus rührend, mit sehr ergreifenden Situationen, wie z. B. die des nahen Rettungsscheines, der in einer neuen Nacht von Verzweiflung erlischt, bis sie selbst zuletzt als Opfer fällt auf den Klippen St. Kilda's.

Die in diesen Erzählungen eingemischten Ge-

sänge erinnern an die besten dieser Art in den Erzählungen August Lafontaine's; der das Ganze durchwebende Geist nordischer Mythologie, ergreift den Leser überall mit hohem Interesse, ohne ihm irgendwo, wie dieses sonst wohl mit Überladungen dieser Mythologie häufig der Fall ist, als Alp zu erdrücken. Die nöthigen Noten sind eben so kurz als belehrend; zu der etymologischen, S. 136, bemerken wir, daß das portugiesische *Penha* auch persisch sey und einen Zufluchtsort bedeute, und auf der folgenden Seite hätte das *Anaid* oder die Stelle, wo die Druiden Gottesdienst hielten, in einer Note mit der persischen *Anaid* (*Avaris*), einer der ältesten Gottheiten des asiatischen Kultus eine belehrende Zusammenstellung verdient.

Mathematik.

Jakob Theodor Franz Rambachs Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung. Dritte auf's neue bearbeitete Auflage, von J. Brand Pfarrer zu Weiskirchen in der Wetterau. Mit 9 Kupfertafeln. Frankfurt am Main in der *Andräischen* Buchhandlung 1814.

Der Herausg. sollte Rambachs Anleitung zur mathematischen Erdbeschreibung zu einer neuen Auflage durchsehen und verbessern — es ward daraus eine völlige Umarbeitung. Die Eintheilung der abzuhandelnden Gegenstände blieb, die Abhandlung hingegen wurde nach andern Ansichten erweitert gegeben, besonders sind die in neuern Zeiten gemachten merkwürdigen Entdeckungen in der Astronomie allenthalben benützt. Nach einer kurzen Einleitung behandelt das 1te Kapitel die nöthigen Vorkenntnisse von den Himmelskörpern, von dem Sonnensysteme und den Planeten nebst dem Monde, endlich von der Lage unserer Erde. Das 2te Kapitel die Gestalt, das 3te die Bewegung, das 4te die Größe der Erde. Das 5te, 7te und 8te Kapitel handelt von den künstlichen Erd- und Himmelskugeln und ihrem Gebrauche, endlich das 6te von den Abtheilungen der Erde. Als einen Anhang fügt der Herausg. hinzu die Erklärung des Kalenders, und die Kenntniß der Sternbilder. Den Beschlufs macht eine Tabelle über die Tags- und Dämmerungslänge eines jeden Monats und ein Verzeichniß der geographischen Länge und Breite der vornehmsten Städte, welches aber so unzuverlässig ist, daß die Minuten beynahe durchgehends, bisweilen sogar die Grade unrichtig sind. So finden wir Wien L. $34^{\circ} 4' 30''$ B. $48^{\circ} 15'$ (richtiger L. $34^{\circ} 2' 30''$ B. $48^{\circ} 12' 36''$) Prag L. $51^{\circ} 58'$ B. $50^{\circ} 8'$ (richtiger L. $32^{\circ} 5'$ nach David B. $50^{\circ} 5' 25''$) Buenos Aires L. 323° B. $35^{\circ} 5'$ (richtiger L. $319^{\circ} 8' 45''$ B. $34^{\circ} 35' 26''$) u. s. w. durchgängig

Wiener Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro.} 68.

Freitag, den 26. August

1814.

Orientalische Dichtkunst.

Der Divan von Mohammed Schemsed-din Hafis.

Aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt, von *Joseph v. Hammer*, k. k. Rath und Hofdolmetsch, Mitglied der Akademie von Göttingen, Korrespondent des Instituts von Holland. — Stuttgart und Tübingen, in der *J. G. Cotta'schen* Buchhandlung. Erster Theil 1812. Vorrede XLII. S. 454. Zweyter Theil 1813. S. 574.

Die vorliegende Übersetzung des größten lyrischen Dichters der Perser leitet die Betrachtung von selbst auf Hrn. v. *Hammers* frühere Arbeit zurück, wodurch er das Vaterland mit jener reichen Sammlung orientalisch epischer Dichtungen bekannt machte, die er unter dem Namen *Schirin* in ein wechselseitig sich stützendes Ganzes vereinigte. So lange nämlich nicht das *Schachname Ferdussis*, als der Grundstamm persisch epischer Dichtung, unter uns hinlänglich bekannt seyn wird, werden jene spätern Heldengedichte, die diesem großen in gewisser Hinsicht nachgeahmt sind, oder der dort ausgebildeten Sage folgen, für uns von der höchsten Wichtigkeit bleiben, um die eigentliche ursprüngliche Dichtungsweise der Perser aus ihnen zu beurtheilen, und wenn sie bey dereinstiger Bekanntwerdung jenes großen Epos ihre Bedeutung in dieser Hinsicht verlieren müssen, so werden sie im Gegentheile, in ihrem eigenthümlichen Charakter nur desto klarer aufgefaßt, den Übergang aus der alten einfachen Gefühlsweise der Sagenzeit zu der vielgestaltigeren wandelbareren Zeit lyrischer Dichtung bezeichnen, und nicht allein um der ihnen eigenthümlichen hohen Schönheit allein willen, sondern auch zum Verständnisse des Ganzen der persischen Dichtung dem Verehrer der Kunst eben so theuer und unentbehrlich wie jetzt seyn.

Achtes Heft.

Die nahe Verwandtschaft alt persisch- und germanischer Denk- und Gefühlsart möchte aus dieser *Schirin* deutlicher als aus Foliosammlungen antiquarischer Gelehrsamkeit hervorgehen: unbedingte Hingebung an die Natur, dieselbe Verehrung für weibliche Vollendung, eben diese reiche schöpferische Phantasie, welche jedem Gegenstande eine hohe Bedeutung abgewinnt, und bey einer bis in die individuellsten Erscheinungen des Daseyns vordringenden Liebe des Dichters dennoch die großen Formen des Lebens nicht vernachlässiget, finden sich in dieser Sammlung persisch epischer Dichtungen, wie in den ehrwürdigen Überresten der großen Kunstepoche unseres Stammvolks. Durch die in dem Gedichte, wie es uns Hr. v. Hammer gab, unternommene Zusammenfügung verschiedener einzelner Dichtungen zu einem Ganzen größerer epischer Art, durch die episodisch behandelten Einschaltungen, durch die Entfaltung der spätern Begebenheiten aus den frühern, ist er nicht sowohl als Übersetzer, sondern als Bearbeiter oder zweyter Erfinder zu betrachten, und in dieser Hinsicht dürften ausser einer sorgfältigern Feile, auch noch die Anforderungen eines dem Ganzen mehr analogen Eingangs, einer strengern Verknüpfung der beyden großen Hälften des Gedichts, so wie eines mehr auf die tragische Kraft der Hauptentwicklung gestützten Ausgangs an ihn gemacht werden. Die Episoden von Jusuf und Suleicha, dann von Balkis und Salomon sind indess vortrefflich in das Ganze verwebt; an Stärke und Zartheit der Sprache, an tief begründetem Ausdrucke des Gefühls möchte übrigens Hr. v. H. nicht leicht auch in diesem Gedichte übertroffen werden, sobald er von der Schönheit des Darzustellenden hingerissen, was so oft der Fall ist, die Flügel wahrer Begeisterung eben so kühn als gewandt und sicher entfaltet.

Wenn uns aber in dem der ältern epischen Ansicht folgenden Gedichte *Schirin* eine oft an's Ungeheure gränzende Einbildungskraft überrascht, wenn uns dort die Macht naturstarker Gefühle oft

unerwartet erschüttert, so finden wir in dem Divan des Hafis eine nicht bloß wegen der Verschiedenheit der epischen und lyrischen Dichtkunst, sondern weit mehr noch durch den verwandelten Volkscharakter und das dadurch verschieden gewordene Bedürfnis der Kunst ganz umgewandelte Dichtung, eine Ansicht der Welt und der Liebe, welche jener des Horaz weit mehr als der ältern persischen ähnlich zu seyn scheint, da sie sich auf die leichten Verhältnisse des Lebens und der Liebe einschränkt, und nur flüchtig um die Empfindungen flattert, seltner zu ihrer verborgenen Tiefe hinabzusteigen sich erkühnt, überhaupt mehr zum Genuß des Lebens als zur ernsten Betrachtung desselben einlädt. Dafs diese Gestalt oder Art der Dichtung *Hafisens* unmöglich in der Nachahmung eines fremden Vorbildes gegründet seyn kann, gibt die Natur der Sache von selbst, auch haben alle diese Dichtungen bey unverkennbarer Ähnlichkeit mit *Horaz* dennoch eine solche Lebensfülle und originelle Bewegung, dafs auch hieraus ihre auf das heimathliche Leben selbst begründete Entstehung klar werden müßte. Dafs aber aus einer durch Jahrhunderte ernsten Lebensweise eines Volks so tiefsinniger Art, welche die Entstehung einer durchaus auf die strengste Moral gegründeten Religion dort möglich machte, eine so leichte flüchtige, nur um die Blüten des Daseyns unstät schwärmende Dichtung hervorgehen konnte, wird denjenigen nicht befremden, der überhaupt mit der Natur der menschlichen Empfindung vertraut ist. Wo nämlich vielfältige politische Stürme die Sicherheit des Lebens in ihren Grundfesten erschüttern, und äusseres Glück durch den raschen Wechsel der Schicksale beynabe unmöglich machen, dadurch aber in den, dem spekulativen Seyn selbst schon entfremdeten Gemüthern den Wunsch nach äusserm Glück nur um so natürlicher und heftiger erzeugen, entsteht eine gewisse auf den Tumult und Wechsel der Zeitereignisse selbst gestützte Weisheit des Lebens, welche darin besteht, mit dem Wenigen, was aus den Stürmen zu retten seyn mag, haushälterisch zu geitzen, und auch an diesem nicht allzu fest zu hangen, da es der nächste Augenblick für immer entreissen kann. Zur poetischen Stimmung steigert sich eine solche Philosophie des Genusses durch die Naivität und Reinheit eines für die Schönheit der Welt empfänglichen Gemüthes, welches beym vollendeten Widerspruch der äussern Umgebung gerne ein harmonisches Seyn in sich hervorbrächte, und mit der Welt, wie sie auch verschieden und oft tragisch sich gestalte, in ungetrübter Übereinstimmung lebte. Nicht die Hoheit, Beweglichkeit, oder die schöpferische Stärke der Phantasie erzeugt hier den Dichter, sondern die besonnene Klarheit seiner

zu dem äussern Daseyn und dessen Schönheit sich wendenden regen Empfindung, eine zwar scheinbar nur auf sein Selbst begründete Ökonomie des Glücks, welche aber die wohlwollendste Lehre für die Zeitgenossen ausspricht, die Herrlichkeit des Lebens in aller möglichen Fülle zu genießen, und die, wie sehr sie auch am materiellen zu haften scheint, eigentlich das freyeste Spiel des Geistes ist, der an der hingefälligen Herrlichkeit des äussern Glückes nur flüchtig vorüber gleitet, um seiner selbst mächtig und Herr seines Glückes zu seyn. Wenn es z. B. in der dreyzehnten *Gasele* des Buchstaben *Ta pag. 61* dieser Übersetzung heifst:

Komm! es ruht der Pallast der Hoffnung auf luftigen Pfeilern,
Komm und bringe mir Wein, unsere Tage sind Wind.
Gerne weih' ich als Slav mich jenem muthigen Geiste,
Der, auf der weiten Welt, aller Verbindung entsagt.

Ich ertheile dir Rath, merk' ihn, und handle nach solchem,
Denn ich habe das Wort selber vom Meister gelernt.
Such nicht Glauben und Treu bey der Welt, der leichtfertigen Dirne,

Tausend Werber ja hat diese verrufene Braut.
Kümm're dich nicht um die Welt, und meine Lehren vergifs nicht;

Diesen verliebten Scherz liefs mir ein Wandrer zurück.
Gib dich in das, was geschehn, enthülle die Stirne von Locken,

Weder dir noch mir hat man gegeben die Wahl,
Weder Dauer noch Treu' bezeichnet das Lächeln der Rose;
Liebende Nachtigall klag'! Stoffes zu klagen genug!

so ist diefs eine der Stellen, wovon der Divan eine unendliche Menge zählt, und welche als Beweise des oben gesagten gelten mögen. Der Herr Übersetzer hat bey der hier angeführten — wie überhaupt mit seltenem Fleifse durch das ganze Werk — in den Anmerkungen ähnliche Stellen aus *Horaz* allegirt, und gewifs hat, ungeachtet der grofsen Entfernung orientalischer und occidentalischer Sinnesart, nie eine gröfsere Ähnlichkeit zwischen zwey Geistern als diesen beyden bestanden, aber eben aus dem Grunde der Beyde in gleicher Art umgebenden Welt, und ihrer hieraus entsprungnen gleichartigen Ansicht des Lebens. Die vergleichenden Stellen, welche aus andern Dichtern der Römer sowohl als Griechen angeführt wurden, sind wohl zu Zeiten sehr frappant, aber dennoch keineswegs in diesem tiefen Sinne wie *Horazens* Dichtungen ähnlich. Weniger würden noch Stellen aus der romantischen Zeit Italiens, Spaniens oder der Deutschen (wie sehr auch äussere Ähnlichkeit verführen könnte) mit

einem Dichter in Vergleichung gebracht werden können, der den aus der Vorzeit seines Vaterlandes auf ihn vererbten romantischen Geist gleichsam nur bewußtlos an sich trägt, und manche Kühnheit älterer Dichtung, manche romantisch große Sage zwar aufnimmt und mit Geschicklichkeit in seine Ansicht verwebt, aber mit seiner Phantasie eigentlich nur bey den holden Bildern seiner nächsten Umgebung verweilt, ohne sie in dem Sinne, wie z. B. Petrarka, zu idealisiren.

Wenn wir uns aber hier damit beschäftigen, die Ähnlichkeit Hafisens mit Horaz nachzuweisen, und seine Verwandtschaft mit den Romantikern des Abendlandes zu läugnen, so streben wir doch darum keineswegs etwa nach der Behauptung, als wäre Hafis, dem Geiste der orientalischen Dichtung untreu, ganz ein Dichter des besonnenen Verstandes; im Gegentheile, wenn er, wie gesagt wurde, den Charakter der Dichtung seiner vaterländischen Vorzeit nur bewußtlos an sich trägt, so ist sie ihm dennoch in seinem innersten Wesen eigenthümlich, und wenn sie auf die Richtung seiner Dichtungen keinen Einfluß gewinnt, so behauptet sie ihre Herrschaft um so ungestörter in der Wahl des Schmucks oder der Auszierung. So begegnen wir auch den poetischen Sagen und Dichtungen der persischen Vorzeit überall in diesen Werken, und sie möchten vorläufig ohne eine vertrautere Bekanntschaft mit *Schirin* und die in diefs Epos verflochtenen Episoden schwer in ihrer ganzen Schönheit zu erfassen seyn. Freyer Muth des Lebens, Zartheit der Gedanken wie der Empfindungen, vorherrschende Liebe für die Natur, die sich überall ungezwungen äussert, ohne daß der Dichter ihre Darstellung suchte, Innigkeit und Stärke der Leidenschaft, bey glühender, auf diese Leidenschaft beschränkter Einbildungskraft, und die heitersten Ausbrüche des wohlwollendsten Herzens geben diesen reichen lyrischen Dichtungen den Charakter des Vorzüglichsten, was nur immer poetischer Sinn aus der Anschauung der Welt aufzufasse und begeistert verkündigte. Das Fremdartige, welches das von dem unsern so verschiedene in diesen Dichtungen gefeyerte Leben bey der ersten Durchlesung allerdings hat, verschwindet bey vertrauterer Bekanntschaft mit dem Dichter, dem der Zauber der Sprache die Macht gegeben, auch das Fremdartigste wenigstens als eine einmal gegebene Eigenheit betrachten zu lehren, und uns die Fähigkeit zu leihen, für die Zeit des Verweilens bey der Dichtung von unsern eigenen Sitten und mit Recht heilig gehaltenen Grundsätzen des Lebens zu abstrahiren.

Bey den vielen Schwierigkeiten, welche sich in der Übertragung von sieben hundert lyrischen Gedichten zeigen mußten, und da es überhaupt

für's erste mehr darum zu thun seyn konnte, eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des Dichters zu erwecken, hielt es Hr. v. Hammer für das Beste: in der Übertragung dem Originale zwar Vers für Vers zu folgen, nicht aber durch Mitübertragung der uns bis jetzt noch zu fremden äussern Form der Dichtungen, den Genuß derselben zu schmälern. Diese Übersetzung tritt daher, jedoch auf eine eigenthümliche Weise, in die Fußstapfen so mancher Übertragungen des verewigten *Herder*, welche im Vaterlande einen geläuterten Sinn für die poetischen Vorzüge nordischer so wie orientalischer Dichtungen erzeugten. Wenn der Hr. Übersetzer in der Vorrede bemerkt, daß er sich manchmal erlaubt habe, einen Vers des Originals durch zwey Verse der Übersetzung zu geben, so ist dieses ein uneigentlicher Ausdruck, der zu Mißverständnissen Veranlassung geben könnte. Er hat nämlich nicht den Vers des Originals in zwey Verse der Übersetzung erweitert, sondern die Länge des Originalverses in zwey kürzere Verse gebrochen, um sich dadurch mehr der heutigen Form lyrischer Dichtungen zu nähern, ohne darum seinem Vorbilde untreu zu werden. Wie streng er auf Treue der Übertragung hielt, wird leicht durch ein paar Beyspiele klar werden. Wir wählen hier sogleich aus dem Werke: *Specimen poeseos persicae etc. (Vindobonae 1781)*, die ersten Verse der ersten *Gasele* des Buchstaben *Elif* in der wörtlichen Übersetzung, um sie vergleichend der gegenwärtigen Deutschen gegenüber zu stellen:

Eja age o Pollicator! circumfer pateram et (vinum) propina,
Quia amor prima fronte facilis visus est, sed (multæ) acciderunt difficultates.

Diese zwey Verse bricht Herr v. Hammer in vier, doch so, daß zwey Verse der Übersetzung einem Verse des Originals gleich sind:

Reich' mir o Schenke das Glas,
Bringe den Gästen es zu:
Leicht ist die Lieb' im Anfang,
Es folgen aber Schwierigkeiten.

sodann:

Propter odorem unius vesicae (moschi) quem tandem Zephyrus
dissolvat (disperget) ex illis antiis,
Ex nodo cincinnati illius fragrantis, quantus sanguis decedit
in corda!

Herr von Hammer:

Wegen des Moschusgeruchs,
Welchen der Ostwind geraubt

Deinen gekrausten Locken,
Wie vieles Blut entlofs den Herzen!

Hr. v. Hammer hat die Übersetzung dieses merkwürdigen Werkes dem um die Wissenschaft und mehr noch um die Menschheit vielfach verdienten Hrn. Grafen *Carl v. Harrach* zugeeignet, mit welchem er vor Jahren gemeinschaftlich das Studium dieses Dichters betrieb, und weihet es ihm zur Erinnerung an jene ihm theuren Stunden. In der Vorrede gibt er manche interessante Notizen über den Dichter und seine Schicksale; er erklärt sich bestimmt gegen die herrschende Ansicht des Orients, vermöge welcher Hafisens Liebeslieder durchaus mystisch und allegorisch gedeutet werden, welcher Meinung des Übersetzers wir gänzlich bestimmen. Vielmehr bildet Hafis eine ganz offene unzweydeutige Opposition gegen manche orthodoxe Gebräuche der Muselmänner, und erfreut sich überall recht laut und ungezwungen seiner bessern Überzeugung. Die Widersprüche, welche Hr. v. Hammer in einigen Liedern durch den raschen Übergang aus den Sphären überirdischer Schönheit zu den Genüssen des Lebens findet, glauben wir aus der Ursache nicht anerkennen zu müssen, weil uns diese Übergänge vielmehr aus der in der Tiefe seines Charakters ausgeglichenen Werthschätzung des äussern und innern Daseyns, der holden Wirklichkeit und der Ideale herzurühren scheint. In einer Anmerkung werden die Eigenheiten der verschiedenen persischen Dichtungsformen auseinander gesetzt, auf welche wir uns hier wegen Beschränktheit des Raumes nicht einlassen können.

Die Übersetzung ward im Jahre 1799 in Konstantinopel angefangen, im Jahre 1806, dem letzten Jahre des zweyten Aufenthalts des Übersetzers in jener Stadt, beendigt, drey Jahre wurden der Feilung des Werkes, der Bereicherung desselben durch Noten gewidmet, so dafs Herr v. Hammer durch einen Zeitraum von zehn Jahren auf dieses Werk sorgfältigen Fleifs verwandte, und so durch die Dauer der Beschäftigung selbst den Ernst und die Liebe, die er zu seiner Arbeit brachte, hinlänglich beurkundet. Wenn man auch zu Zeiten einen mehr gerundeten Vers, einen zarter gewählten Ausdruck u. dgl. wünschen sollte, wenn man manchmal die durchgreifende Melodie, welche jedes Lied erst zu einem Ganzen bildet, vermisst, so ist er dennoch durch diese mit so rühmlichem Eifer vollendete Arbeit mit Recht den Beförderern deutscher Kunst beyzuzählen. Indem er sich nicht, wie einige Engländer, z. B. wie etwa *John Haddon Hindley*, bey der Übertragung eines so reichen poetischen Genius mit Paraphrasen begnügte, sondern auf ächte, dem eigensten Sinne streng fol-

gende Nachbildung bedacht war, und durch die vollständige Übersetzung eines nur in unvollkommenen Bruchstücken bis jetzt bekannt gewordenen Werkes, dessen eigenthümlichen Charakter erst unter die Europäer einführte, hat er das Vorrecht deutscher Sprache, mit jeder fremden in Gehalt und Ausdruck glücklich zu ringen, aufs neue bekräftigt. Sein Verdienst reicht aber wohl weiter als bis zu dieser Erneuerung deutscher Übersetzungsfähigkeit. Jede originelle Erscheinung gibt dem Geiste, der sie aufzufassen fähig ist, neue Schwungkraft, bey dem allseitigen Streben der deutschen Kunst aber, welche sich nicht allein durch das Studium des klassischen Alterthums, sondern durch eine gründliche Erschöpfung jeder Kunstform neu zu gestalten sucht, erhält dieses Werk für die Fortbildung der vaterländischen Kunst einen eigenen Werth. Die Art der Übersetzung, welche Herr v. Hammer einschlug, ist eben so wenig wie die Herderschen Übersetzungen geeignet, eine oberflächliche, auf den Reitz der äussern Form beschränkte Nachahmung zu erwecken, und dadurch eine neue Epoche in der Geschichte deutscher Kunstverirrungen zu erzeugen, wohl aber mufs sie das Gemüth durch den Reichtum neuer inniger Gefühle veredeln, deren gesammelten Schatz sie bescheiden darbiethet; sie mufs mit andern Übertragungen neuerer Zeit den Sinn deutscher Dichter mehr und mehr von einseitiger Verbildung auf grosse Ansichten und Gefühle hinlenken, und die Poesie frey von den Beschränkungen zeitweiliger Systeme auf die Aussagen ihrer eigenen Geschichte begründen helfen. Wenn Kunsteinsicht durch Theorie der Kunst erweckt oder geläutert wird, so wird das Kunstgenie selbst weit mehr durch grosse Beyspiele als durch theoretische Erwägung der Schönheit, deren es in eigener Kraftfülle nicht bedarf, entzündet. Deutsche Kunst hatte aber eben so, wie deutscher Charakter von jeher eine universelle Richtung. Die volle Bildung ihres Zeitalters blüht in den Dichtungen unserer Vorzeit; späterhin ist nach manchen mangelhaften Strebungen: der Verstandesbildung Europa's poetisches Leben zu schenken, diese Wundererscheinung in Göthe wirklich geworden; Geister edler Art haben mit ihm gewirkt, oder sich an ihn angeschlossen, und so der Zukunft ein umfassendes Bild ihrer Zeit geliefert. Die Poesie der sich jetzt neu gestaltenden Zeit mufs, in wieferne diese Zeit selbst eine weit tiefere Begründung auf menschliche Kraftvollkommenheit als die verlossene verräth, gleichfalls tiefer wie jene begründet seyn. Die mühsame Erforschung und Wiederbelebung alt germanischer Natur und Dichtung zeigt, dafs sie aus rein vaterländischer Ansicht hervorgehen, eben darum aber dem vater-

ländischen Charakter getreu in nun erneuerter Kraft das Ganze des Seyns und alle Tiefe der Empfindung verwandter Völker zu umfassen bestrebt seyn werde. Die Poesie jener Völker muß ihr daher wie ihre politische Geschichte gleich wichtig seyn. So, aus dem Mittelpuncte des vaterländischen wieder zur Kraft gediehenen Lebens, wird sie die reiche Schönheit des fremden Lebens überschauen, und in ihr eigenes verschmelzen, ohne sich, wie bis jetzt bey zu großer Erschlaffung des ursprünglich eigenthümlichen Charakters öfter der Fall war, mit Verkennung des einheimischen Gehaltes und angehörner Würde an die Fremde zu verlieren.

Philologie.

Ernest. Frid. Car. Rosenmülleri Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. Scholia in Vetus Testamentum. Partis septimae, Prophetas minores continentis, volumen secundum. — Auch unter dem Titel: *Prophetas minores. Annotatione perpetua illustravit Ern. Fr. C. Rosenmüller. Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. Volumen secundum. Amos, Obadias et Jonas. Lipsiae. Sumt. Joh. Amb. Barthii. 1813. 26½ Bog. in 8.*

Nachdem wir in der Anzeige des ersten Bandes dieses Commentars über die kleinen Propheten, die Art zu commentiren, welche der gelehrte Hr. Verf. angenommen hat, hinreichend angegeben haben, so wenden wir uns hier sogleich zu dem Inhalte dieses zweyten Bandes. In dem Proömium zu Amos wird das Zeitalter des Propheten nach der Aufschrift des Buches bestimmt, und sowohl aus dem Inhalte der Weissagung als aus dem Zustande des Reichs Israel in jenem Zeitalter noch mehr bestätigt. Es wird ferner der Inhalt aus einander gesetzt, und die Ächtheit des Buches aus inneren Gründen, und vorzüglich aus der Schreibart sehr gut gegen Hobbesius vertheidigt. Den Beschluß macht das Verzeichniß der Schriften, durch welche diese Weissagungen sind erläutert worden. Ganz neu ist unsers Wissens, in diesem Proömium die Vergleichung des Spruches Amos 1, 2 mit der *Clarigatio* der Römer; allein die Ähnlichkeit scheint uns sehr gering. *Livius* beschreibt sie L. I. c. 32. mit folgenden Worten: „legatus, ubi ad fines eorum (der Feinde, welche den Römern Menschen, Sachen oder Land geraubt hatten, und nicht zurückstellen oder genugthun wollten) venit, unde res repetuntur, capite velato filo (lanae velamen erat), audi Jupiter! inquit, audite fines! (cojus-

cunque gentis sunt, nominat) audiat fas! Ego sum publicus nuncius populi Romani, juste pieque legatus venio, verbisque meis fides sit. Peragit deinde postulata. Inde Jovem testem facit: si ego injuste impieque illos homines illasque res dedier nuncio populi Romani mihi exposco, tum patriae competentem me nunquam siris esse. Haec, cum fines suprascandit; haec, quicumque ei primus vir obvius fuerit; haec, portam ingrediens; haec, forum ingressus, paucis verbis carminis concipiendique jurisjurandi mutatis, peragit. Si non deduntur, quos exposcit, diebus triginta (tot enim solemnes sunt) peractis, bellum indicit: audi Jupiter, et tu Juno, Quirine, diique omnes coelestes, vosque terrestres, vosque inferni, audite! Ego vos testor, populum illum (quicumque est, nominat) injustum esse, neque jus persolvere. Sed de istis rebus in patria majores natu consulemus.“ Plinius bedient sich von dieser Gesandtschaft selbst des Wortes *clarigo*, indem er H. N. XX. circ. fin. §. 3 schreibt: „semper e legatis, cum ad hostes clarigatumque mitterentur, unus utique verbarius vocabatur.“ — Nun mögen unsere Leser selbst urtheilen, ob die Worte Amos 1, 2.: *Jehova wird aus Zion brüllen, und aus Jerusalem seine Stimme erschallen lassen; trauern werden die Triften der Hirten, und die Spitze des Carmel wird verdorren*, eine *clarigatio* genannt werden können, oder welche geringe Ähnlichkeit zwischen beyden Statt habe.

Wir wünschten, die ganze, ausführliche Erklärung der schwierigen Stelle Amos 5, 25 — 26. hieher setzen zu können, um zu zeigen, wie streng und ausführlich Hr. Rosenm. dergleichen Schwierigkeiten, wie sich hier findet, prüfet; da sie aber zu viel Raum einnehmen würde, so müssen wir uns begnügen, nur einiges auszuheben. Der 25. V. lautet in der Übersetzung: „num victimas et fertum (wir würden es collective geben: *et ferta*, oder *cum fertis*) obtulistis mihi in deserto quadraginta annis, domus Israel?“ Diese bejahende Frage macht, wie bekannt, einen verneinenden Satz aus, und doch ist es gewiß, daß die Israeliten auf ihrem Zuge durch Arabien, Gott geopfert haben. Hr. Ros. führet zum Beweis 2 M. 24, 4 ff. 4 M. 7, 1 ff. 9, 1 ff. an, und es ist hieran gar nicht zu zweifeln. Es werden nun die verschiedenen Versuche, diese Schwierigkeit zu lösen, beygebracht, und wo es nöthig ist, widerlegt. Der Hr. Verf. neiget sich zu der Erklärung des Hieronymus, und macht sie aus dem Zusammenhange mit dem vorgehenden V. 21—24. noch wahrscheinlicher, wo Jehova die Opfer, Festtage und Lobgesänge der Israeliten verwirft, weil sie dieselben ohne gute Gesinnung, und nicht ohne Mischung von Götzendienst darbrachten; so werde nun auch, erklärt Hr. Rosenm., von jenem Zuge durch Arabien be-

hauptet, sie hätten Gott keine Opfer dargebracht, weil sie bloß aus Furcht vor den Strafexempeln, ohne Frömmigkeit, auch nicht ohne Untermengung von Götzendienst, Gott geopfert haben. Hiermit vergleicht Hr. Rosenm. Jes. 43, 2. 3. (23 u. 24) *non obtulisti mihi pecudes holocaustorum tuorum, nec me sacrificiis tuis honorasti . . . quin iniquitatibus et peccatis tuis me fatigasti.* (Dieses könnte aber von den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft, in welcher wirklich keine Opfer gebracht wurden, gesagt seyn). — Und ferner Jer. 7, 22—23.: *nec enim dixi aut praecepi majoribus vestrum, quum eos ex Aegypto eduxi, de re holocausti, aut sacrificii. Quin eis hanc rem sic praecepi. obtemperate mihi, et ego vobis Deus, et vos mihi populus eritis.* — Man dürfte aber wohl noch ferner untersuchen, ob nicht, sowohl Jer. 7, 22—23., als Amos 5, 25., eine Vergleichung oder ein Gegensatz zu Grunde hege; denn Vergleichungen und Gegensätze werden öfters durch verneinende Sätze ausgedrückt, wie es bekannt genug ist; ob nicht die Stelle Jeremia zu übersetzen sey: *ich habe euren Vätern, da ich sie aus Aegypten führte, nicht sowohl die Geschäfte der Brandopfer und Gastopfer befohlen und vorgeschrieben, als ich ihnen vielmehr dieses befohlen habe: gehorchet mir, so will ich euer Gott, und ihr sollt mein Volk seyn.* Und Amos 5, 25.: *ihr habt jene vierzig Jahre in der Wüste nicht sowohl mir Schlachtopfer mit Mehlopfern gebracht, da ihr vielmehr u. s. w. im folgenden Vers der Gegensatz, wo Hr. Rosenm. selbst anmerkt: „tantum abest, ut mihi sacrificia obtuleritis, ut contra gestaretis idola etc.*

Etwas gesucht und gekünstelt scheint es aber, wenn Hr. Rosenm. im folgenden Vers Hos. 5, 26. **נִשְׂאוֹתֵיכֶם** vom *empor heben* und *so emporgehoben tragen*, erklären will, nicht zu gedenken, daß auch die Hebräer in Arabien wohl Götzen nicht so öffentlich herumtragen durften, ohne sich der Todesstrafe, welche auf Götzendienst gesetzt war, bloß zu stellen. Nachdem Hr. Rosenm. die vielen verschiedenen Erklärungen von **מִלְכָּכֶם** beygebracht und scharf beurtheilt hat, so ist er zwar nicht ungeneigt, der Erklärung des J. D. Michaelis in Suppl. ad Lex. Hebr. p. 1747, beizutreten, der mit den alten Übersetzern **סִבָּתָה** liest, oder doch **סִבָּוָה** ausspricht, und kleine Gemächer für Götzen versteht; Hr. Rosenm. findet es aber am Ende doch zu bedenklich, weil nicht so punctirt ist, welches ein großes Zutrauen zu den Punctatoren verräth, die doch um so viele Jahrhunderte jünger sind als der alexandrinische und syrische Übersetzer, und Hieronymus, die al-

le **סִבָּתָה** übersetzen, und auch als Aquila, der **סִבָּוָה** im Plural ausdrückt, welche Lescart noch in dem de Rossischen Codex 196 aus dem 14. Jahrhundert gefunden worden. Sollen wohl die um so viel jüngeren Punctatoren überall das ächte Alte besser gewußt haben, als die, um so viel älteren Übersetzer? — Daß man kleine Häuschen mit Götzen mit-sich zu führen pflegte, läugnet Hr. Rosenm. nicht; er behält aber doch die Aussprache **סִבָּוָה** bey, und erkläret sie „aus dem Chaldäischen **סִבָּתָא** (auch **סִבָּא**), quod proprie clavum, paxillum notat (coll. Syr. **סִבָּךְ** *fixit, infixit*, unde **סִבָּוָה** *clavus ligneus, palus, paxillus*), hinc *formam (signaculum, archetypum) numismatis, figuram clavi seu coni habens (Stempel coll. Arab. **س** *clavus, typus chalybeus*; quo signatur moneta), cuius nominis pluralis **סִבָּין** in Thalmudico tractatu Schabbath obvium (fol. 125. col. 1) in glossa **עֲמוּדֵימַן** columnae explicatur. Erit itaque **סִבָּוָה** *columna, statua, ligneam aut fictile simulacrum dei fictitii, ut verba nostra ita sint vertenda: atque gestastis statuas (vel palum, per contemptum) regis vestri.* Idola honore regio culta *reges vocitabantur*; Zeph. 1, 5.: *qui per Jovam jurant et regem suum, deum, quem ei associaverant.* (Diese Stelle ist wenigstens zweifelhaft, mithin zum Beweis nicht hinreichend.) Uti enim Jova rex populi sui dicitur Jes. 44, 6. (*sic ait Jova, מֶלֶךְ יִשְׂרָאֵל, rex Israelis*) ita idolorum cultores deos suos appellitaverunt reges (Der Schluß ist nicht zuverlässig; denn Jehova ist von den Hebräern zum König ausdrücklich angenommen, und es ist hierbey sogar eine Art von Capitulation beschworen worden 2 M. 19. u. 24. k., welches von den Heiden nicht zu lesen ist.) Eadem ratio fuit nominis **בַּעַל**, quod itidem cum falsis diis commune habuit Jova, vid. Hos. 2, 15—16. (al. 18—19.) Quod quidam **מִלְכָּכֶם** interpretantur *Molochi vestri, ne verisimile quidem videatur, facit affixum Pronomen. Propria enim Nomina cum Pronominibus affixis non solent componi. Ad sensum, a nobis enucleatum, inter veteres proxime accedit Theodotio, qui verba nostra ita reddidit: καὶ ἤπατε τῆν ὄρασιν τῶν βασιλέων ὑμῶν.* Retulit is **סִבָּוָה** ad **סִבָּה** *spectare, aspicere*, unde **שִׁבְיָה** *imago* Jes. 2, 16., et **מִשְׁבִּיתָה**, quod de imaginibus vel pietis (ut Ezech. 8, 12) (?) vel ex lapide sectis (ut Lev. 26, 1.) dicitur, atque cum **צִלְמִים** jungitur Num. 33, 52.” Ob diese neue Erklärung*

großen Beyfall finden werde, stehet dahin; sie ist zwar sehr scharfsinnig, stützt sich auch auf die verwandten Mundarten; aber die alten Übersetzer wissen von derselben nichts, und doch hatte der Urheber der Peschito Syrisch, und die Rabbinen, aus deren Mund Hieronymus übersetzte, Chaldäisch zur Muttersprache, und die alexandrinischen Übersetzer machten nicht selten Gebrauch vom Arabischen, wo sie nicht sollten; ein Beweis, daß sie dieser Mundart nicht unkundig waren. Nicht Wenigen dürfte diese Erklärung auch zu gekünstelt scheinen; denn von einem Nagel, von einem Pflöcke, von einem Stempel zur Ausprägung der Münze, von einer Säule bis zu einem kleinen Götzenbilde, ist noch immer, auch per contentum, ein großer Abstand, zumal da dieser seyn sollende Schimpfnahme der Götzenbilder unter den, sonst in der Bibel vorkommenden verächtlichen Namen der Götzen nie gefunden wird. Was Hr. Rosenm. unter andern, dem Anscheine nach, aus dem syrischen Sprachgebrauche, mit den Worten anführt: *hinc formam (signaculum, archetypum) numismatis, figuram clavi habens*, findet sich in dieser Mundart nicht, sondern in der Arabischen, in welcher **سكي** und **سكي** *typus chalybeus, quo*

signatur moneta, zugleich auch *lorica annulis angustis conserta* ist, hieraus aber, und besonders aus der zweyten Form des Wortes ergibt sich, daß dasselbe nicht zu **سكي** *latiore ferro seu lamina obduxit portam*, sondern zu **سكي** gehört, wovon nur III. **سكي** in der moralischen Bedeutung übrig ist: *gravis molestusque ac importunus fuit in petendo*. Wenn vielleicht **سكي** gar ein fremdes

Wort ist: so kann diese Bedeutung auf die Zeiten des Amos, da die Prägung der Münzen noch ganz unbekannt war, nicht angewandt werden. Auf die chaldäische Mundart ist nicht viel zu bauen, weil sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern wie sie von den Juden verunstaltet worden, an uns gekommen ist; zu dem scheint **סכא**, **סכא** nicht einmal ein ursprünglich chaldäisches, sondern aus einer andern Sprache eingeschlichenes Wort zu seyn, weil es in der Bedeutung mit **סכך** *textit, protexit*, Rabbinisch *numeravit, orditus est telam*, nicht zusammenstimmet. Selbst im Syrischen dürfte **סכיהא** ein fremdes Wort seyn, aus welchem dann **סכחא**, und der pl. **סכחא**, auch das Zeitwort **סכך** entstanden seyn möchte, welches

letztere Abulpharagius Chron. Syr. Dynast. p. 560. l. 9. vom Durchstechen der Hände und Füße bey der Kreuzigung eines Bösewichtes gebraucht. Es dürfte demnach noch immer gezweifelt werden, ob nicht die alte Übersetzung: *ihr truget Häuschen, oder Hüttchen eures Königs mit euch herum*, vorzuziehen sey, woraus zugleich erhellet, daß man ohne Hinderniß den plural **סכות** annehmen kann.

Das folgende **וְאֵת בְּיוֹן צְלִמִיכֶם** wird übersetzt: *et coaptationem, typum, simulacrorum vestrorum*, wo **בְּיוֹן** von **בּוֹן** *aptare, efformare* abgeleitet, auch **הַכּוֹנֶה** verglichen wird, welches Ezech. 43, 11. mit **צִוְרָה** *simulacrum*, (Gestalt) zusammengesetzt, vorkommt. Die Erklärung ist: *simulacra deorum vestrorum efficta et pulcre coaptata*. Ob dieses in der wörtlichen Übersetzung *coaptationem simulacrorum vestrorum* liege, kann gezweifelt werden, da es durch keine ähnliche Redensart erwiesen worden. Hr. Rosenm. führt hierauf die bekannten Gründe an, aus welchen **כּוֹן** von dem Saturn als Sterne erklärt wird; er schließt sich aber an Jablonsky, den großen Kenner der ägyptischen oder koptischen Sprache an, welcher in seiner Schrift *Remphah Aegyptiorum* Deus §. 10 (in seinen opusc. P. II. p. 30—42) die gewöhnliche Meinung von **כּוֹן**, **כּוֹן**, **כּוֹן**, wodurch die alexandrinische Übersetzung das hebräische Wort gegeben hat, widerlegt, das Wort aus dem Koptischen *Ro, rex* und *Pheh, coelum, König des Himmels* erklärt, und von der Sonne versteht (ibid. §. 11 seqq. p. 41—72). Rec. hat diese Abhandlung des Jablonsky gelesen, und die Gründe dieser Behauptung sehr schwach gefunden. Auch Michaelis, den Hr. Rosenm. selbst anführt, hat sie in *Supplem. ad Lex. Hebr.* p. 1225—1233 gründlich bestritten. Selbst die Ableitung ist nicht ohne Zwang; denn, nicht zu gedenken, daß Jablonsky die Lesart eines einzigen Manuscripts: **כּוֹן**, annehmen muß, um sie herauszubringen: so ist auch nicht **כּוֹ**, sondern **כּוֹ** oder **כּוֹ**, mit dem Artikel **כּוֹן**, *König, der König*. — Hr. Rosenmüller aber meint, daß der Alexandriner **כּוֹן** gar nicht ausgedruckt, sondern **כּוֹן** von dem Seinigen hinzusetzt habe, indem er die zwey Glieder **כּוֹן** und **כּוֹן** versetzte, daher seine Übersetzung laute: *καὶ τὸ ἄστρον τῆ θεῆ ἡμῶν ἦν φάν, τὰς τύπους αὐτῶν*. Es ist wohl nicht glaublich, daß diese, in die Augen fallende Versetzung allen Gelehrten, welche **כּוֹן** für **כּוֹן** gesetzt hielten, unbemerkt geblieben; sie haben aber diese Versetzung für keinen Beweis gelten lassen, daß **כּוֹן** nicht dem **כּוֹן** entspreche,

und, wie Hr. Rosenm. behauptet, von dem Übersetzer zur Erläuterung hinzugesetzt worden; vielweniger glaubten sie, daß τύπος die Übersetzung von כּוּן, und αὐτῶν anstatt צְלִמְיָם gesetzt sey.

Denn wer kann glauben, daß der Plural τύπος den Singular כּוּן, αὐτῶν das Wort צְלִמְיָם, und

ῥαίφᾶν gar nichts hebräisches ausdrücke, sondern ein Zusatz des Übersetzers sey? Man interpungire nur καὶ τὸ ἄστρον τῆ Σεῦ ἡμῶν, ῥαίφᾶν τῆς τύπος αὐτῶν, wo αὐτῶν sich auf die Heiden, auf die Ägyptier bezieht, von welchen sie diesen Abgott angenommen, so erhellet die Unstatthaftigkeit dieser Erklärung. Der Übersetzer hielt nämlich mit Recht dafür, daß כּוּכָב ein Appellativum von dem eigenen Namen כּוּן ist, und setzte also das Appellativum vor das Nomen proprium, um den Leser aufmerksam zu machen, daß כּוּן ein Stern ist, der vorhin König genannt worden, wie denn auch Saturnus, als König und als Irrstern oder Planet gedacht wurde. Allerdings würde der „rithmicus ille verhorum concentus, qui satis manifestus est in סְבוּרָה מְלִכָּה et כּוּן צְלִמְיָם verloren gehen,

wenn man den poetischen Parallelismus allenthalben so pressen dürfte; allein, diefs ist nicht nöthig, und kann, wie allgemein bekannt ist, besonders in den Propheten nicht überall geschehen. Es hat auch noch kein alter oder neuer Ausleger den eigenen Namen כּוּן als einen statum constructum angesehen, sondern alle haben, weil ein eigener Name nicht in statu constructu gesetzt werden kann, den statum appositionis angenommen. Wir würden demnach übersetzen: *illis quadraginta annis in deserto, domus Israel! non adeo mihi obtulistis victimas cum fertis, sed portastis potius tuguriola regis vestri vobiscum, et Saturnum, (nempe) simulcra eorum (Aegyptiorum) quae fecistis vobis*, wo dann Saturn als König und als Irrstern in Betrachtung gezogen wird.

Die Antwort, die Amos K. 7, 14. dem Kälberpriester Amazias zu Bethel gibt, übersetzt Hr. Rosenm. zum Theil in der vergangenen Zeit: „non propheta ego sui (הִייתי) ab initio, nec filius prophetae ego sum“, wo sogleich die Ungleichheit der Zeit des willkürlich eingeschalteten Zeitwortes in diesen zwey gleichen Gliedern auffällt, in deren ersten הִייתי verstanden werden soll, im zweyten aber nicht, da doch in beyden einerley Construc-

tion ist. Hr. Rosenm. aber fürchtet, es werde, wenn beyde in der gegenwärtigen Zeit übersetzt würden, ein Widerspruch gegen den 12. V.: *dixit ad me Jova: abi, vaticinare populo meo Israel*, entstehen, weil hier Amos doch als Prophet gesandt wird. Allein, der Widerspruch verschwindet, wenn die Antwort des Propheten Amos, nach der gewöhnlichen Erklärung, auf die Erinnerung des Kälberpriesters Amazias K. 7, 10—11. bezogen wird, der Amos für einen jener vorgeblichen Propheten hielt, die im Reich Israel dieses Gewerbe erlernten, und sich für ihre Wahrsagungen bezahlen liessen, daß also Amazias den Amos, dem Scheine nach, wohlmeinend abweist, er werde sich hier mit solchen Weissagungen sein Brod nicht verdienen, wogegen nun Amos nur sagen will, er sey kein solcher Israelitischer ausgelehneter Prophet; daher er auch hinzusetzt, daß er sich um Nahrung und Gewinnst nicht bekümmere, sondern sich mit Sykomoren zur Nahrung begnüge; zu weissagen aber habe ihn Jehova gesandt. Hr. Rosenmüller versteht auch: *nec filius prophetae*, nicht von einem Lehrlinge eines Propheten nach der Art dieses Gewerbes im Reiche Israel, sondern von der leiblichen Abstammung, und vergleicht, um dieses zu erhärten, den Ausdruck der Talmudisten, der von Buxtorf in Lex. Chald. p. 1500 angeführt wird: *ego non sum artifex nec filius artificis* (et tamen solvam, welches Hr. Rosenmüller wegläfst), wo offenbar נָגַר nicht sowohl einen

Künstler als einen großen Gelehrten bedeutet, und mithin auch das Wort Sohn von einem Schüler zu verstehen ist. Wenn das: *ἐγὼ φηρισαῖος εἶμι, υἱὸς φηρισαῖου*, einen anderen Sinn hat: so gehört es, weil es offenbar auf die Abstammung zielt, nicht hieher, wo von Propheten die Rede ist, deren Schüler beständig Söhne genannt wurden; doch dieses gibt Hr. Rosenmüller am Ende halb und halb zu, nur will er nicht geradezu absprechen. Allein, wenn Amos hiermit nichtsagen wollte, er sey kein Schüler der Propheten nach der Art der Prophetenschüler des Reichs Israel, sondern kein Sohn eines Propheten; so traf seine Antwort das Ziel nicht, daß er nichts zu erwerben suche. Diefs wird auch noch bestätigt durch das folgende: *sondern ich bin ein Hirte; ich bin vom Gewerbe nicht ein Prophet sondern ein Hirte*, wozu dann der folgende Gegensatz: *aber Jehova hat mich von der Schafheerde weggenommen* u. s. w., sehr gut paßt.

(Der Beschluss folgt.)

Allgemeine Literaturzeitung.

N^{ro}. 69.

Dienstag, den 29. August

1814.

Philologie.

Ernest. Frid. Car. Rosenmülleri Ling. Arab. in Acad. Lips Prof. *Scholia in Vetus Testamentum*, etc. — Auch unter dem Titel: *Propheetae minores*, etc. (Beschluss.)

Der 11. V. des 9. K., der einen Wink auf den Mesias enthält, wird bloß buchstäblich erklärt, ohne von der Sacherklärung die geringste Meldung zu machen, aber von dem 12. V., der von dem Apostel Jakob Ap. Gesch. 15, 17. mit einigen andern Lesearten angeführt wird, schreibt Hr. Rosenmüller nach einer leichten, aber in der Kritik gegründeten Mißbilligung dieser Verschiedenheiten: „*quae vero hic pollicetur vates, multo sunt ampliora, quam aut Hizkia tempore, ut Aben Ezra putat, aut post reditum e babylonico exilio impleta censi possint. Nam felix ille regni Judaici sub Hizkia status, brevissimus fuit, nec alioqui gentes varias sibi subjecisse legitur. Post reditum autem ex Babylonicis terris, quam misere a Persis (!) Graecis et Romanis (von Griechen doch nur am Ende) exagitati sunt Judaei? ut Maccabaeorum victoriae non sint hoc loco commemorandae aut connumerandae (!). Grotius, quae hic praedicuntur, Joannis Hyrcani, Pontificis et ducis Judaeorum, tempore evenisse opinatur.*“ (Und dieß schwerlich mit Unrecht). Eum enim narrat Josephus Arch. XIII. 9, Idumaeae urbes, Adoram et Marissam, cepisse, subactisque Idumaeis omnibus, eis permisisse in regione sua manere, si pudenda circumcidere, Judaeisque legibus uti velent. Illos vero patriae suae amore tum circumcisionem admisisse, tum vitam in ceteris similiter ac Judaei agere sustinuisse. Sed quamvis Hyrcanus Judaicum populum a Syrorum jugo emisisset, et qui ei successerunt pontifices ac duces regium nomen sibi adsumsissent, tamen vix ultra sexaginta annos Judaei ab exterorum imperio liberi manserunt. Nam Hyrcano II. et Aristobulo de regno apud

Achstes Heft.

Pompejum discepiantibus, is cum exercitu in Judaeum motus, Hierosolymam cepit, et Judaeos Romanis tributarios fecit.“ Der Hr. Verf. verkleinert und verdunkelt den thatenvollen und glänzenden Zeitraum der Hasmonäer doch zu sehr, ohne hinreichende Gründe anzuführen; denn die Kürze der Zeit, in welcher so viel Großes geschehen ist, wirft vielmehr einen neuen Glanz auf die Anführer und das Volk, und auf ihre Thaten und ihre Lage. Indessen wird doch die Zeit der Dauer auch gar zu kurz angegeben; denn vom Jahr 166 vor Chr., als dem Anfange des glorreichen Krieges der Makkabäer, oder auch von dem Anfange des Fürstenthums des Simon 140 vor Chr., bis auf Pompejus, 64 oder 63 vor Christus, sind doch wohl mehr als sechzig Jahre verflossen. Auch sind die Juden durch Pompejus, zwar von der Übermacht der Römer einigermaßen abhängig, aber noch nicht steuerbar oder zinsbar, *tributarii*, geworden; so tief sanken sie erst im 12. Jahr Chr., da Archelaus verwiesen, und Judäa in eine Römische Provinz verwandelt wurde. — Das jetzt herrschende Bestreben, die Umrisse eben sowohl als die symbolischen Gemälde der Propheten, und sogar auch die Geschichte zu entstellen, um diese mit jenen in einen Contrast zu bringen, wird, wie jede in der Literatur sich ereignende Ebbe und Fluth, vorübergehen. — Alles hat seine Zeit, sagt der weise Koheleth.

Sehr wahr behauptet aber Hr. Rosenmüller in dem Proömium zu Obadiah über die verschiedenen Meinungen, wer und woher dieser Prophet gewesen sey: „*satius est ignorare, quae nunc nullo modo unquam comperiri possunt, quam vagis atque incertis rumoribus quidquam tribuere*“, welches wohl auch bey manchen andern, auf nichtige Vermuthungen gestützten Behauptungen zu erinnern seyn dürfte. Übrigens setzet Hr. Rosenmüller diesen Propheten in die nächste Zeit nach der Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem durch Nebukadnezar, und nachdem er den Inhalt dieser Weissagung angegeben, so führt er

den Beweis für dieses Zeitalter aus dem 11. Vers, wo der Prophet sagt, die Edomiter haben, *als Jerusalem von Feinden geblindert wurde*, denselben Gesellschaft geleistet, welches ihnen auch Jeremias Klagel. 3, 21—22., Ezech. 44., und der Verf. des 137. Ps. V. 7 verweist. — Dafs nicht Obadias die ersten vier Verse aus Jeremias K. 49, 14. ff. entlehnt, sondern Jerem. aus Obadias geschöpft hat, wird mit den Gründen des Schnurrer Dissert. Phil. Crit. p. 583. seqq. erwiesen: I. weil diese Stelle bey Jeremias mitten in der Rede bey weiten nicht so viele Kraft und Würde hat als bey Obadias im Anfang der Weissagung; II. weil der 4. Vers des Obadias weit kühner ist, als bey Jeremias. Hr. Rosenmüller tritt auch dem gelehrten Schnurrer in der Angabe der Ursache bey, aus welcher Obadias in der Anreihung der kleinen Propheten sogleich hinter Amos eingeordnet worden, weil nämlich auch Amos gegen das Ende seines Buches den Edomitern ein unglückliches Schicksal drohet. — Hierauf werden die Exegeten dieser einzelnen Weissagung namhaft gemacht. In der Erklärung ist Schnurrers erwähnte Dissertation zu Grunde gelegt. — Welches Land קפּרר Obad. 20. sey, bleibt

nach den verschiedenen Meinungen, die angeführt werden, unentschieden, und es wird mit Schnurrers Worten geschlossen: „ubicunque terrarum sit hoc קפּרר, illud sufficere nobis potest, sensum loci universum haud obscurum esse non nisi hunc: fore, ut ab utraque parte terrae, a septentrionali non minus, quam meridionali, cedere Judaeis, atque in deditionem venire debeant gentes barbarae.“

In den von S. 333—367 sich erstreckenden Prolegomenen zu dem Buche Jonas, wird I. das Zeitalter dieses Propheten aus 2 Kön. 14, 25. bestimmt, sein Geburtsort, ob Gath im Stamm Sebulton, oder Gath Hachefer in Judäa bey Eleutheropolis, gemeint sey, unentschieden gelassen. Nach der Angabe des Inhalts sub Nro. II., werden III. die bekannten Schwierigkeiten, und IV. die verschiedenen Auflösungen derselben, endlich V. die nun herrschende Meinung, dafs der Inhalt ein Lehrgedicht sey, angeführt. Unter den verschiedenen Meinungen ist die Erklärung des, von Paradoxien berühmten von der Hardt ausführlich aus seinen sehr selten gewordenen Schriften vorgetragen, um die falschen Meinungen, die ihm angedichtet worden, zu widerlegen. Die übrigen Erklärungen dieser Erzählung als einer Geschichte, dürfen wir hier wohl nicht anführen. Ob aber gleich die protestantischen Theologen unsers Zeitalters fast einstimmig annehmen, die Erzählung sey ein Lehrgedicht: so ist doch in der Bestimmung der Bedeutung manche Verschieden-

heit. Semler und Michaelis halten den Charakter des Jonas für ein Bild des *hebräischen Volks*; Eichhorn sieht die Nineviten, die sich so gutmüthig und schnell bekehren, für das *Bild der Heiden* an, die, einstens von den Hebräern belehret, es ihnen bald zuvorthun werden; und so bleibt auch in dieser Auslegung Jonas ein Bild der Hebräer; Hezel nimmt an, das Gedicht lehre, dafs das obgleich lästige *Prophetenamt nicht auszuschlagen* ist, weil durch die Propheten auch bey ungebildeten und von Jehova nichts wissenden Völkern viel Gutes geleistet wird; Dr. Paulus glaubt, es werde gelehrt, *Gott könne auch die wichtigsten Drohungen, wenn Bekehrung erfolgt, zurücknehmen*; endlich J. G. A. Müller in Paulus Memorabilien VI. 142. ff. sucht darzuthun, der Zweck oder die Lehre sey, dafs *Gott den Sündern, die sich bekehren, gerne vergebe*, und dieses werde I. an Jonas, der entfliehen will, es aber hernach bereuet, II. an den Nineviten, die sich bekehren, und III. abermal an Jonas gezeigt, der durch die Verschonung der Nineviten und durch die Verdorrung des Wunderbaums aufgebracht wird, aber auf die göttliche Weisung in sich geht und verschont bleibt. Von allen diesen Meinungen weicht Hr. Rosenmüller ab, und trägt sub Nro. VI seine eigene Erklärung mit folgenden Worten vor, die wir aber, zur Ersparrung des Raumes etwas abkürzen wollen.

„Mythus exstabat, origine fortasse Phoenicius, inter Graecos quoque pervulgatus, de Hercule a marino monstro devorato, sed incolumi inde egresso. . . . Hunc mythum, cum aliis vicinarum gentium superstitionibus ad Judaeos quoque, uti credibile est, perlatum, hujus libri auctor rationibus Hebraicis accommodatum, exornatum et ampliatum, prout in rem suam conducere videbatur, intexuit narrationi, ad *arguendos atque corrigendos Hebraeos* a se compositae, qua sistitur populus peregrinus, idolis colendis addictus, qui, ut primum a propheta reprehensus erat, vitam emendavit, et ad frugem rediit, quum contra Israeliticus populus, iterum iterumque a prophetis monitus, non resipisceret. Quod autem Jonas, impositum sibi munus Ninevitas ad virtutis studium exhortandi detrectans, describitur, in eo poetae prudentia elucet, qui hoc ipso fictioni suae majorem veri speciem apud lectores suos conciliavit. Expectandum enim erat a vate Israelitico, ut, magno patriae et populi sui amore ductus, timeret, ne Deus pro sua clementia Ninevitis resipiscens ignosceret, quod Israelitis condemnationi esset. Jam quod Jonas resipiscens et servatis Ninevitis in stomachum erumpit, poetae, Deum reprehendentem inducenti, viam aperit ad docendum, clementissimum Numen serio poenitentibus, cu-

juscunq̄ue sint nationis, peccata condonare." In der Note wird Künchi angeführt, der eben diese Lehre hieraus ziehet.

Wir finden in dieser Deutung manche Schwierigkeiten, denn I. sogleich in der letzten göttlichen Belehrung des Jona würde ganz vergeblich eingeflochten seyn, das in Nineve mehr als 12 Myriaden, d. i. mehr als 120,000 Menschen sind, welche die rechte Hand von der linken nicht zu unterscheiden wissen, d. i. unmündig, mithin unschuldig sind, nebst so vielem Vieh; dieß konnte wohl nichts zur Absicht beytragen, den Ungehorsam der Hebräer zu beschämen, wogegen die Bekehrung der Erwachsenen gar nicht erwähnt wird, auf welche doch, dieser seyn sollenden Absicht gemäß, vorzüglich hätte gedrungen werden sollen. Hernach ist es II. ganz unbegreiflich, wie der Verf. des Buchs Jonas hoffen konnte, die Hebräer durch eine Dichtung dieser Art zu beschämen, indem dieselben doch sogleich die Antwort in der Nähe fanden, dieß sey bloß erdichtet, und die Heiden, besonders die Nineviter, die sie als grausame Feinde erfahren hatten, wären in der That selbst bey weitem nicht so leicht zu bessern. Auch ist III. der Charakter des Propheten, wenn er nicht bey all dem ein Bild des hebräischen Volkes bleibt, noch immer ohne hinlängliche Ursache so widerspenstig gedichtet; denn die Lehre, der gütige Gott verzeihe den sich bekehrenden Sündern, die aber doch K. 4, 10—11. gar nicht berührt wird, hätte auch hinzugefügt werden können, ohne den Propheten so widerspenstig darzustellen. — Wir denken daher noch immer, das Buch sey aus den Zeiten des Propheten Malachia, in welchen die Hebräer sehr unzufrieden und mürrisch waren, und sogar Gott der Ungerechtigkeit anklagten, Mal. 1, 2—5. 2, 17—3, 1. 13—15., das er die Heiden nicht strafe, seine Verehrer, die Hebräer, unter der Bothmässigkeit derselben seufzen lasse, und sie nicht durch den verheissenen Messias zur Herrschaft der Welt erhebe. Hierauf passet das Ganze, vorzüglich aber die Antwort Gottes Jon. 4, 11., das so viele unschuldige Kinder und eine Menge Vieh hierbey leiden müßten. Gegen eine solche Erinnerung und Zurechtweisung der unzeitigen Klagen der missvergnügten Hebräer, konnte von keiner Seite etwas eingewendet werden; denn hierbey bleibt auch der widerspenstige und mürrische Charakter des Jonas ein treffendes Bild der zur Zeit Malachia mit Ungestüm klagenden Hebräer. Hr. Rosenmüller hingegen nimmt sub Nro. VII an, das Buch sey vor der Zerstörung der Stadt Nineve durch Kyaxares, aber doch in den späteren Zeiten des Reichs Juda geschrieben worden, weil Nineve, als vom Untergange erhalten, vorgestellt wird, wobey aber

der gelehrte Hr. Verf. vergessen hat, das auch lange nach der Zerstörung der Stadt, die ohnehin zweymal dieses Schicksal erfahren hat, so geschrieben werden konnte.

Die Ausleger des Buches, die hierauf namentlich aufgeführt werden, sind zahlreicher als bey den vorgehenden kleinen Propheten; denn das Verzeichniß nimmt acht Seiten ein.

Als Beyspiel der Erklärung wählen wir K. 4, 6., wo Hr. Rosenm. die bekannte Stelle des Hieronymus ganz anführet, durch welche manche unserer Leser gereizt werden dürften, die Commentare des Hieronymus fleissiger zu gebrauchen: »**יִמְן יְהוָה אֱלֹהִים קִיקִיּוֹן** et praeparavit, prodire jussit, *Jova Deus Ciceiam* (kikajon). LXX reddunt **קִיקִיּוֹן** *κολοκυνθη*, quos secutus Syrus: **לְשָׂרָא קִיקִיּוֹן** *palmiti cucurbitae*. Syriacum **קִרְאָא** ut Chaldaicum **קִרְאָ** significatione convenit cum Arabico **قُرْمَة** *cucurbita*, cujus collectivum **قُرْم** *cucurbitae*.... Aquila, Symmachus et Theodotio vertunt **κισσος**, *hederam*. Quos secutus quidem Hieronymus, sed rationem in Commentario ipse reddit: *pro cucurbita, sive hedera in Hebraeo legimus cicaion (kikajon), quae etiam lingua Syra et Punica Elceroa (el-cheroa) dicitur. Est autem genus virgulti vel arbusculae, lata habens folia in modum pampini et umbram densissimam, suo trunco sustentens, quae in Palaestina creberrime nascitur, et maxime in arenosis locis, mirumque in modum, si sementem in terram jeceris, cito confota consurgit in arborem, et intra paucos dies, quam herbam videras, arbusculam conspicis. Unde et nos eodem tempore, quo interpretabamur prophetas, voluimus idipsum Hebraeae linguae nomen exprimere, quia sermo Latinus hanc speciem arboris non habebat; sed timuimus Grammaticos, ne invenirent licentiam commentandi, et vel bestias Indiae, vel montes Boeotiae, aut istius modi quaequam portenta confingerent, sequutique sumus veteres translatores, qui et ipsi hederam interpretati sunt, quae Graecis appellatur κισσος, aliud enim, quid dicerent, non habebant. Ex quibus verbis patet, Hieronymo minime dubium fuisse, קִיקִיּוֹן et Arabum **الخروع** unam eandemque plantam esse. Est *el-cheroa* et philologis et hodopoericis testibus frutex.... Pro **קִיקִיּוֹן** in Thalmude **קִיק** legitur, unde **שמן קִיק**, *oleum kik*, in Gemara et apud Rabbinos passim, quod ipsimet Hebraei transferunt voce Arabica **אלכרוע**, i. e. **الخروع**, Buxtorf. in Lex. Chald. Thalm. col. 2029. Hebraeum nomen ortum est ex Ae-*

gyptiaco *kiki*, de cujus oleo Herodotus L. II. 94... Plinius H. N. XV. c. 7.: *proximum* (post oleum ex Chamelaea) *fit e Cici, arbore in Aegypto copiosa...* *Nostris eam ricinum vocant a similitudine seminis.* Plura de hac planta vid. in Bocharti Hieroz. P. II. L. II. c. 24. Celsii Hierob. II. 273. Michaelis supplement. 2185. seqq., quibus jungenda Blasii Caryophili Dissert. de קיקי in ejus Dissert. Romae 1718. p. 259. seqq. J. E. Faber quidem in Notis ad Harmari Observationes super oriente... P. L. p. 140. seqq. defendit versionem Graeci Alexandrini interpretis, qui *cucurbitam*, ut vidimus, reddidit; neque aliam plantam Hieronymo a magistro suo Hebraeo indicatam fuisse, eum vero pro Syriaco קרר cucurbita, sinistre intellexisse *ceroa* (cheroa) *خرع ricinum*. Verum sunt in ricino multa,

quae huic Jonae קיקי aptissime conveniunt. Primum altitudo, quae ab omnibus fere, qui illam plantam descripserunt, memoratur; unde a quibusdam eorum arbor dicitur, quum revera potius herba sit; haec enim Jonae tam alta erat, ut supra caput ejus ascenderet, uti mox sequitur. Tum foliorum magnitudo, indeque proveniens umbrae densitas, magno illorum consensu confirmata; nam et haec quoque umbrosa erat. Postremo quod a Plinio et Hieronymo de nascendi celeritate narratur, ei quod infra v. 10. legitur, consentaneum est." Hr. Rosenm. hat hier von dieser Pflanze fast alles gesammelt, was nöthig war, nur vermissen wir Diodor aus Sicil. I. 34. und Strabo S. 824, welche beyde sagen, die Ägyptier gebrauchten das Öl von Kiki zu den Lampen, und Strabo setzt noch hinzu, daß Tagelöhner und andere geringe Leute sich auch mit demselben salben, wodurch dasjenige näher bestimmt war, was der, von Hrn. Rosenm. wörtlich angeführte, von uns aber Kürze halber oben weggelassene Herodot II. 94. im allgemeinen sagt, daß die Ägyptier sich mit dem Öle der *σilloκυπριων*, welche die Ägyptier *κικι* nennen, salben. Es fehlet nur, daß Hr. Rosenm. nicht auch die Namen dieses Gewächses: *palma Christi* und *Wunderbaum*, hinzugesetzt hat.

Gotthold Ende.

Vermischte Schriften.

- *Die Weihe der Unkraft*. Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel, von Friedr. Ludw. Zacharias Werner. Cum notis variorum, die besser sind, als der Text. (Dixi sed — animam salvavi? —?! —) Frankfurt am Main, in

der *André'schen* Buchhandlung. 1814. 40 Seiten. in 8.

Wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir diese Schrift, die zur Hälfte aus einer Gattung Dichtung, zur Hälfte aus Anmerkungen besteht, die für besser als der Text erklärt werden, unter der Rubrik der vermischten Schriften anzeigen. Der Hr. Verf., welcher sich in Rom zur Lehre der katholischen Kirche bekehrte, glaubt — durch die Wundererscheinung einer sich in ehrwürdiger Kraft neu gestaltenden Zeit gerührt — zu ihrer vollendeten Veredlung auch in unwürdigen Zeitgenossen am Besten mitzuwirken, wenn er sein früheres Leben als ein im Wahn, eitlen Dünkel und irdischer Wollust verlornes Leben, die Erzeugnisse seiner Muse als Werke des Bösen darstellt, sich selbst aber als die vollendete Unkraft bezeichnet, die erst weihen müsse:

Gott grüß' Dich schön, mein deutsches erwachtes Vaterland!
Zu dem von Rom der schönen mich trieb ein Liebesbrand.
Zum vollen Gotteskasten gab jener Wittwe Hand
Ihr Scherlein, nimm das meine, Land dem mich Gott verband! —

Dich deutsche Heldenjugend, die Du Dein köstlich Blut
Für's theure Land versprützest und für das ew'ge Gut —
Denn nicht ist treuer Wille den Zeiten unterthan! —
Ich frühergrauter blicke mit Schaam zu dir hinan.

Und weil nun ist die Wahrheit der Grund von hohen Dingen,
Und nur die treue Demuth das Höchste kann vollbringen,
Will ich Dir's treu, mein Mitvolk, ob auch des Hochmuths Gier
In mir sich sträubt, bekennen, was ich verbrach an dir.

Durch falsche Lust verlocket, und durch das Spiel der Sinne,
Doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rme,
Setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron,
Und durch dieß Gauckelblendwerk sprach ich der Wahrheit
Hohn.

Noch deutlicher drückt sich der Hr. Verf. in der Anmerkung Nro. 1 aus: dort heißt es unter andern: „Was ich aber vorläufig bekennen will, ist: daß eine krankhafte beschränkte Ansicht der sogenannten Liebe, die ich mit der Caritas, der sie doch diametral entgegengesetzt ist, verwechselte, mich verleitet hat, jene Gnadenlose, Selbstsüchtige, für das Hauptmotiv des Höchsten in uns (was nur die Gnadenvolle gottsüchtige Caritas seyn kann) zu halten; diese sträfliche Grille in ein möglichst aufgeputztes System einzukleiden, und sie nicht nur zum Trotze der Ästhetik, was wenig, sondern selbst der Religion, was viel sagen will, in Schauspielen, Gedichten und Gesprächen auf mannigfaltige Weise durchmischmascht, bis gera-

dezu in den Himmel (wo es ganz gewiß weder freyen noch freyenlassen gibt,) erheben zu wollen. Solchergestalt habe ich nicht nur Andere verwirrt, sondern auch mein schönes, mir von Gott zu besserem Gebrauche gegebenes Talent gemißbraucht."

Das öfter wiederholte Bekenntniß einer absoluten Geistes- oder vielmehr Gemüthsohnmacht, welches der eigentliche Zweck dieser Schrift ist, so daß der Hr. Verf. im Enthusiasmus seines Selbstvernichtungsprocesses oft mit seltener Energie der Grobheit gegen sein herabgewürdigtes Ich wüthet, muß immer den Leser befremden, bemerkt er gleich, der Verf. hoffe aus der Asche seiner dem moralischen Tode hinergegebenen Existenz als ein zweyter Phönix herrlicher wieder zum Lichte empor zu fliegen. Wie dem auch sey, man wird keinem die Worte verargen können, der da behaupten wollte, es sey unschicklich, seine Demuth so öffentlich zu verrichten. Rec. selbst, welcher nie einen andern als der katholischen Lehre des Christenthums beypflichtete, und in dieser Hinsicht die Stürme eines die Überzeugungen seines Lebens verändernden Gemüthes nicht kennt, glaubt dennoch nicht zu irren, wenn er die Wesenheit der christlichen Demuth in einer stillen Ergebung in Gott und seine Rathschlüsse sucht, und ist daher überzeugt, daß, wenn zwar ein offenes Bekenntniß der Fehler die Reue adelt, dieß doch dem Sinne des Christenthumes gemäß nicht mit unbescheidenem Posaunentone, sondern ganz einfach geschehen könne, so daß auch jeder Verdacht einer Hoffarth auf die Demuth, welche man verkündet, fern bleiben müsse. Daß der Theil dieses Werks der Weihe der Unkraft, welcher sich als Gedicht durch Metrum und Sprache verkündigen will, in dieser Hinsicht schlecht sey, und eigentlich zur Bänkelsängerey herabsinke, bemerken wir nur im Vorübergehen, weil der Verf. nach seiner neuen Ansicht die Kunstschönheit als etwas ganz Unbedeutendes betrachtet, obwohl jederzeit fromme Männer die Gefühle ihres reinen Herzens in der Kunst (nämlich in einer würdigen Kunst) auszudrücken nicht verschmähten, wovon alle Jahrhunderte des Christenthums die Beweise liefern. Es wird uns vielmehr obliegen, die früheren Bestrebungen des Hrn. Verfassers, über welche er jetzt sein demüthiges Geständniß in das Publikum hineindonnert, mit ihm zu betrachten.

Wenn der Hr. Verf. sich über seine Muse folgendermassen ausdrückt:

Und weil solch' eitel Götzenbild auf krummen Füßen stand,
Die nicht nur anzubeten ich mich thöricht unterwand,
Dem ich auch Tempel bauen wollt' mit meiner schwachen Hand,
So kam's, daß es zu hüllen ich manch' Hirngespinnst erfand.
oder wenn er sagt:

Die Wackern mochten zürnen, Gescheite mochten lachen,
Allein mein Nebelblendwerk verleitete die Schwachen.
So zog ich keck im Frevelmuth, doch tief in mir erschlaft,
Zu meiner Gauckelbude selbst die Weihe deutscher Kraft! —

so wollen wir ihm unbedingt recht geben, und zwar nicht allein in Betreff seiner Weihe der Kraft, sondern überhaupt. Es ist nämlich Recn. und andern auf Gott und die Vorsicht bauenden Leuten jederzeit sehr ärgerlich und anstößig gewesen, wenn wir in den Söhnen des Thals als den Grundgeist des Werks den vermessenen Wahn verherrlicht erblickten: das Geschäft der Vorsehung durch Menschenwerk verwälten zu wollen, wenn wir dort als Gröfse aufgestellt fanden, was uns das Abzeichen der tiefsten Entartung einer Menschenseele immer gewesen ist, nämlich die räuberische Kühnheit, den Mitmenschen als Spielwerk geheimer Plane an unsichtbaren Fäden zu leiten, die von Gott gegebene Freyheit des Willens durch die freventliche Einwirkung einer verborgenen Leitung zu anihiliren, und so den Menschen um sein eigentlichstes Leben zu betrügen. Die Glorie der Überklugheit, welche der Dichter dadurch auf die leitenden Helden seines Trauerspiels werfen wollte, ist uns daher nicht als ein Glanz von Oben erschienen, und wir hätten gewünscht, der Hr. Verf. hätte auch über diesen grössten seiner Irrthümer ein Bekenntniß abgelegt, oder die Erkenntniß wäre in ihm auch hierüber zum Durchbruche gekommen. Er scheint aber den Mangel seines Wesens einzig in einer zu irdischen Ansicht der Liebe und in dem daraus herfließenden falschen Mysticismus zu suchen, welche Fehler doch nur Ausflüsse eines andern viel tiefer liegenden sind.

Was Hrn. Werners so genannten Mysticismus betrifft, so glauben wir hier vorläufig bemerken zu sollen: daß, wenn auch z. B. Dante im strengsten Verstande ein Mystiker genannt werden muß, die Wurzel des Mysticismus doch keineswegs in der Dichtkunst, sondern vielmehr in der Philosophie zu suchen sey. Er ist das Streben, das Daseyn in seiner geheiligten Verborgenheit zu ergünden, nicht aber, wie bey Hrn. Werner, eine Lust über dasselbe zu phantasiren. Das dichterische Ansehen, welches der Mysticismus jederzeit an sich trägt, wird ihm durch die religiöse Rührung, und vorzüglich dadurch zu Theil, weil das nach der heiligsten Wahrheit aus der Dunkelheit der Umgebung aufstrebende Gemüth, im Gedränge überwältigender Gefühle, nach umfassenden Bezeichnungen sich bemüht, die alles, was es empfindet, plötzlich und auf einmal geben sollen, und so allegorisch und bilderreich werden muß. Die Ehrfurcht für die unendliche Wahrheit, die es darzustellen unternimmt, läßt ihm dieselbe als Geheim-

nifs, als Verborgtheit erscheinen, die nur mit bescheidenem Sinne und nur halb enthüllt werden darf, um nicht durch zu hellen Glanz Erblindung herbey zu führen. In diesem Sinne sind einige Kirchenväter mit gläubigem Ernste in die Pforte der Philosophie eingetreten, und haben nach Wahrheit bescheiden geforscht. In diesem Sinne kann auch der Dichter, dem die ewige Wahrheit als die höchste Schönheit erscheint, mystisch seyn; diese Natur seiner Dichtung wird sich aber — wenn sie nicht durch romantische Verkörperung nach ganz andern Gegenden hinüber gleitet, welches bey Hrn. Werner nicht der Fall ist — durch streng geistige Abgezogenheit, und jene ächt religiöse Richtung beurkunden, welcher alle Zeitlichkeit nur ein Symbol des unendlichen Seyn ist. Herr Werner aber, indem er auf die Äusserlichkeiten seiner Dramen von jeher eine mehr als billige Aufmerksamkeit verwandte, und vorzüglich durch die Masse der Darstellung zu wirken bestrebt war, zeigt hierin eine dem Mysticismus ganz fremdartige Natur, sein Mysticismus erscheint daher nur als eine willkürliche Einbildung, deren Bestrebungen in jedem Momente scheitern. Aus dieser Ursache selbst aber werden seine dramatischen Personen, eigentlich zu Schattengestalten, weil sie ihrer breiten Körperlichkeit jeden Augenblick durch eine derley mystisch seyn wollende Einbildung, die sie auszudrücken bestimmt sind, entäussert, und zu Mitteln dieses Ausdrucks oder dieser Bekantgebung herabgewürdigt werden. Da nämlich die dramatische Kunst vor allen Arten der Dichtkunst, vorzüglich auf der Wahrheit des Lebens ruht, so ist es wohl nur die Aufgabe des grössten Genies, mystische Bedeutung durch das Mittel dramatischer Kunst zu bewirken. Da Hr. Werner selbst einem falschen Mysticismus gefolgt zu seyn eingesteht, so würden wir hiervon keine Erwähnung gemacht haben, wenn wir nicht glauben müßten, er sey weit entfernt, die durchgängige Gebrechlichkeit dieses seines Strebens einzusehen. Der Mysticismus ist auf alle Fälle ein Ringen nach Licht in der Dunkelheit des irdischen Daseyns; was aber bey Hrn. Werner als Mysticismus erscheint, ist vielmehr eine vermessene Verdunkelung des freundlichen Lichtes, das über das menschliche Leben verbreitet ist, durch den Wahn einer ganz irren Spekulation. Wir wünschten sagen zu können, daß wir Herrn Werner in dieser Schrift davon befreyt erblickten, welches wir jedoch nicht vermögen.

Die Grundquelle aller seiner Verirrungen scheint vielmehr die Nichtanerkennung der Natur in ihrer einfachen Gestalt, wie sie sich dem unbefangenen Blicke darbietet, zu seyn; überall wird der Wunsch und das Streben des Dichters sie zu meistern sicht-

bar, die Begierde, sie nach der Armuth der eigenen Einsicht umzuschmelzen, und so zu sagen, Gott in seinen Werken zu verbessern. Darum genügt dem Dichter die einfache Darstellung der Würde und Schönheit oder der Entwürdigung und Verwilderung des menschlichen Daseyns nicht, welche bis jetzt jedem *dramatischen Dichter* heilig war, sondern er legt ihr immer noch einen andern, aus den Träumen einer falschen, die gesunde rüstige Wirklichkeit scheuenden Idealität hervorgeholten, Sinn unter, und seine Personen treten, der Persönlichkeit entkleidet, als allegorische Figuren bey vielem Pompe der Ausrüstung lebensarm in die Scene. Allerdings liegt der Grund dieser Verirrung in einem, bey ihm zwar gewifs ganz schuldlosen, doch zu grossen Vertrauen auf irdische Weisheit, und die selbsteigene Kraft, und es wäre diesem Übel durch die Unterwerfung des Sinnes unter die höchste Weisheit, daher durch eine ächt religiöse Stimmung, welche Hr. Werner nun erlangt zu haben hofft, abgeholfen. Es ist aber noch eine grosse Kluft zwischen innerlicherlangter Überzeugung und Kunst- oder Thatfertigkeit. Ob der *vier und zwanzigste Februar* und die *heilige Kunigunde* Herrn Werners in die Epoche nach seiner Bekehrung fallen, wissen wir nicht, beyde sind aber im Geiste seiner früheren Dichtungen geschrieben. *Die Weihe der Unkraft* selbst, welche die Veranlassung dieser Betrachtungen war, zeugt zwar von dem besten Willen des Verfassers, zugleich aber von einer nicht geringen Unbehüllichkeit in Realisirung seiner Zwecke. Sehr wenige einfache Gedanken glaubt er nur unter Tumult und Fehtergeschrey, welche die Aufmerksamkeit von der Sache auf seine keuchende Mühewaltung hinführen, zu Tage fördern zu können. Er citirt ohne Unterlass die heiligen Schriften, oft nicht besser oder schicklicher, als ein bekannter Schildknappe seine Sprüchwörter. Er citirt statt des Evangelisten den Erlöser selbst, und doch heifst es: Du sollst den Namen Jesu nicht eitel nennen! Dieß alles aber handhabt er auf seine Weise ohne bösen Willen nur darum so vorlaut und ungestüm, weil ihm die phantastischen Speculationen seiner Persönlichkeit, der Sache selbst gegenüber, noch immer zu vielen Werth haben.

Stimmen Gottes; an alle Krieger und Nichtkrieger.

Ein christliches Wort der Belehrung, der Zurechtweisung und des Tröstes, für die Zeit des Krieges und Friedens, von *Gottlob Oswald Löhlein*, von Sr. Majestät verordneter Senior der evangelischen Gemeinden augsbur-

gischen Bekenntnisses im Prerauer und Hradischer Kreise Mährens, Pastor in Zauchtel, Unterschulinspector, Administrator des mährischen Predigerwitwen-Institutes, und Candidat des geistlichen Ministeriums im Fürstenthume Koburg. Auf Kosten des Verfassers. Brünn 1814. Gedruckt bey *Joh. Georg Gastl*. 48 S. in 8.

Wir halten es nicht für überflüssig, diese kleine, verspätet eingelangte Schrift anzuzeigen, theils weil sie wirklich allen Freunden des Vaterlandes und wahrer Gottesverehrung willkommen seyn wird, theils auch, weil sie sich vorzüglich durch den Zweck, den der würdige Hr. Verfasser damit verbindet, zur Bekanntmachung eignet, die vielleicht einige Unterstützer seines Unternehmens erwecken könnte. Der Hr. Verf. nämlich, Pastor zu Zauchtel bey Neutitschein in Mähren, wünscht durch den reinen Ertrag dieser Schrift vier, mit ihren Kindern in großer Dürftigkeit lebende Personen seines Amtes zu unterstützen, welches er aus eigenem Vermögen zu thun nicht im Stande sey, indem er die Worte des Apostel Petrus auf sich anwendet: *Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir*. Weil unter den Einwohnern der fünfte Theil katholischer Religion ist, hat er auch einen angemessenen Theilbetrag einer unbemittelten Wittve dieses Religionsbekenntnisses gewidmet, und dadurch seinen ganz reinen Sinn für Nächstenliebe und Wohlthätigkeit am besten bewährt.

Da diese Schrift im Februar dieses Jahrs, also noch zur Zeit des Krieges erschien, so glaubte der Hr. Verf. ein der Zeit und ihren Bedürfnissen selbst angemessenes Werk zu unternehmen, wenn er Stellen der heiligen Schrift über den Krieg und den Kriegsstand sammelte, um dadurch die Ideen über die Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit des Wehrstandes festzustellen, theils Trost für das mit dem Kriege verbundene Unglück zu geben, endlich die Gemüther über die grossen Zwecke Gottes, welche durch Kriege realisiert worden, zu belehren. Die ausgehobenen Stellen der heiligen Schrift sind sehr zweckmässig gewählt, so auch die Betrachtungen, welche der Verf. in eigenen Anmerkungen damit verbindet, belehrend, und aus wahrhaft christlicher Gesinnung geflossen. In der Vorrede klagt derselbe sehr über die falschen Ansichten, welche er bey Menschen verschiedener Stände über die Absichten Gottes bey Zulassung der Kriege wahrgenommen. Des Verfs. eigene Ansichten glauben wir am besten zu bezeichnen, indem wir ein paar Stellen ausheben.

„Da nun offenbar Kriege, unter der Leitung des allweisen Erziehers der Menschheit, auch — Erziehungsmittel sind, durch welche jeder zur gründlichen Prüfung seines Gemüthes, und folglich — zur Veredlung geführt werden soll; so ist es traurig, gar oft die Stimme der stolzen verblendeten Selbstsucht zu hören, und sehen zu müssen, wie von einem grossen Theile der Menschen die eigentlichen Absichten Gottes, die er durch Kriege erreichen will, entweder gar nicht, oder doch viel zu wenig erkannt und beherzigt worden.“

„Wahr ist es allerdings, das unter den weisen und heiligen Absichten Gottes bey Kriegen (von denen viele erst die Ewigkeit in's Licht setzen wird) offenbar auch diese ist: das er dadurch — strafen, und auf diese Weise bessern will; aber nicht allein die Bösen eines Standes, sondern aller Stände.“

„Kriege sind solche Übel, bey welchen die Menschen durch ihren eigenen Schaden klug werden sollen, das ist — durch welche sie auf die Quellen der Kriege, welche unlängbar — Sünden sind, (wohin auch alle Feindschaften gehören) aufmerksam gemacht, und von denselben abgeschreckt werden sollen.“

Zu diesen Zwecken des Krieges hätte, was auch allerdings aus den Stellen der heiligen Schrift hervorgeht, noch vorzüglich die Wiederbelebung versunkener Geschlechter zur Kraft, Thätigkeit und Charakterstärke angeführt werden sollen, ohne welche Eigenschaften keine Tugend auf Erden zu üben möglich ist. Christliche Demuth selbst kann ohne Bewusstseyn eigener Tugend nicht geübt werden; indem die Erniedrigung vor Gott vielmehr auf der Kenntniß der, der höchsten Vollkommenheit gegenüber dennoch mangelhaft und gebrechlich erscheinenden menschlichen Vollkommenheit, als auf der Kenntniß des Nichtvorhandenseyns menschlicher Tugend beruht.

Den aus den heiligen Schriften entlehnten Trostgründen, Ermahnungen und Lehren, welche den Haupttheil dieser Schrift ausmachen, hat der Hr. Verf. mehrere Lieder nach bereits vorhandenen Melodien beygefügt, und dadurch den Gehalt seines Buches im eigentlichsten Sinne erhöht; indem diese Lieder überall nur ächt christliche Gesinnungen verkündigen, und weit entfernt nach müßigem Schmuck zu jagen, vielmehr sich einer edlen Einfachheit helleissen, dadurch aber um so gewisser die Gesinnungen, welche sie einflößen wollen, in den Gemüthern erwecken werden.

Das erste dieser Lieder: *Gebetslied eines Soldaten, zur Stärkung der Tugenden, und zum Troste im Leiden*, ist vielleicht das gelungenste, und voll glücklich gedachter Stellen. Wir wollen dem Leser ein paar Strophen ausheben:

15. Ein Held zu seyn, ist mein Beruf,
Ein Held zu deiner (Gottes) Ehre.
Wozu mich deine Allmacht schuf,
Das zeigt mir Christi Lehre.
Sein Beyspiel gibt mir Muth und Kraft,
Wer war, wie er, so tugendhaft?
16. Der größte aller Helden, er,
Ein Feind der Sündenluste,
Gab frey sich für uns Menschen her,
Am Kreuz, dem Blutgerüste.
Ach, er entschlief mit Hohn und Qual,
Doch blieb er nicht im Todesthal.
17. Ich bin auf seinen Tod getauft,
Mein Tod sey seinem ähnlich,
Durch den er mich hat losgekauft,
Das wünscht mein Herz so schulich:
Es sey ein Tod in deiner Huld,
Voll Glauben, Liebe und Geduld.

Eben so ist auch das *Ermahnungslied an die Nichtkrieger*, die Würde des Kriegsstandes zu erkennen, das *Trauerlied*, das *Bußlied*, endlich das *Trostlied* für fromme Verehrer Gottes bey dem Gefühle des Kriegselendes, von der reinsten christlichen Gesinnung eingegeben. Jedem dieser Gedichte ist ein passender Spruch aus der heiligen Schrift, so wie die Melodie, nach welcher es zu singen ist, vorgesetzt.

Da diese Arbeit, nach des Hrn. Verfassers Bekenntniß, seine erste ist, womit er vor das Publikum tritt, so können wir ihm nur dazu Glück wünschen, und hoffen, er werde durch Unterstützung seines edlen Zweckes Aufmunterung genug finden, um bald etwas ausführlicheres unternehmen zu können.

Italiens reizendste Gefilde. Empfindsam durchwandert von P. C. B. Schlegel, K. B. Pfarrer zu Pföflingen, Nördlingen, gedruckt auf Kosten des Verfassers und in Commission der Beck'schen Buchhandlung (ohne Jahreszahl). 2 Theile. 8. 1. Thl. 356, 2. Thl. 370 S.

Wer nicht Sterne's Talent in sich fühlt, sollte

es nicht wagen, empfindsame Reisen zu schreiben, und wenn er es ja wagt, diese Annafassung, nicht wie der Verf. des vor uns liegenden Werkes, auf dem Titel ankündigen. Die Erwartung des Lesers, der hier wahre Empfindsamkeit sucht, wird wirklich auf das Empfindlichste getäuscht, und des Herrn Pfarrers zu Pföflingen Empfindsamkeit ist nichts als langes und breites Gewäsche, wodurch der Leser, nachdem er durch diese zwey Bände durchgewatet, um nichts klüger wird, als wenn er dieselben ungelesen gelassen hätte. Die Schreibart des Ganzen kündigt sich gleich durch den Eingangssatz an: „Einst als ich noch zarter Knabe war, begann schon eine tiefe stille Sehnsucht sich in meine Seele einzuschleichen u. s. w.“ Wie sich bey dem Verfasser die tiefe stille Sehnsucht einschleicht, so bey dem Leser seines Werks eintiefer stiller Schlaf.

Die Fußreise des Verfs. ging über Venedig, Padua, Vicenza, Verona, nach Florenz, Rom und Neapel, und von dort zurück über Livorno und Pisa nach Genua und Mayland, und auf dieser ganzen langen Reise hat der Verf. auch gar nichts gesehen und bemerkt, was, als neu, hier wieder bemerkt zu werden verdiente. Er hätte seine Reise eher noch eine malerische als eine empfindsame nennen können, weil er durchaus nur am Außern klebt, und bloß die Umrisse abzeichnet, ohne irgendwo ins Innere und die tief verschlossenen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens und der Sitte, Literatur und der Kunst einzugehen. Ohne in die Zueignung an I. M. die Königin von Bayern, und ohne die Anekdote der Gefangennahme des Verfs. von französischen Gensd'armes, wegen nicht visirten Passes, hätte Rec. bey nahe an der Wirklichkeit der ganzen Reise zweifeln mögen, deren Beschreibung aus hundert andern ohne Abwesenheit des Verfs. in seinem Zimmer hätte zusammengestoppelt werden mögen. — Die Orthographie des Verfs. in den fremden Namen ist um nichts besser als sein Styl; so schreibt er *die Condur* (le contour), *die Colissen* (les coulisses), Splanchnologie (Splanchnologie) u. s. w., und die Breite seiner Schreibart spricht sich auch in der kleinsten Phrase aus; z. B. I. Thl. S. 24: „es schlägt Mittag zwölfte“. So viel ist genug die Leser zu verständigen, wie viel es geschlagen.